Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

59. Bändchen.

Leipzig.

Verlag von Ed. Wartig.

1873.

Erläuterungen
zu
den deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

XVI. Erzählungen 2.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1873.

Goethes
Novelle
und
die guten Frauen.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1873.

Ich ging dabei zu Werke, wie ein Maler, der bei gewissen Gegenständen gewisse Farben vermeidet und gewisse andere dagegen vorwalten läßt.

Novelle.

Die anmuthige, süß duftende, tief gemüthliche, wunderbar zum Herzen sprechende Dichtung, welche in Goethes letzten Lebensjahren aus seiner gestaltenden Künstlerhand vollendet hervorging und anspruchslos unter der unscheinbaren Bezeichnung Novelle an das Ende des fünfzehnten Bandes der Ausgabe letzter Hand trat, gehört jenen Schöpfungen an, die Jahrzehnte lang seinem Geiste vorschwebten, bis sie endlich in der ihnen gemäßen Form sich verkörperten. „Mir drückten sich“, äußert er selbst im Jahre 1823, „gewisse große Motive, Legenden, uraltgeschichtlich Ueberliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis funfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz, solche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu betrachten, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch, ohne sich zu verändern, einer reinern Form, einer entschiedenern Darstellung entgegenreiften.“ Beispielsweise führt er fünf Balladen an, von denen er die ihm aus Percys Reliques of ancient English poetry schon um 1770 bekannte Sage der Betttlerstochter von Bednall-green im Jahre 1813 als Oper bearbeiten wollte, doch entschied er sich später für die Balladenform, in welcher sie ihm erst nach langem Ringen drei Jahre später gelang,

aber erst nach vier weitern Jahren unter der einfachen Bezeichnung Ballade erschien. In ähnlicher Weise soll Goethe den Stoff zu Hermann und Dorothea, mit dem er freilich nicht so lange sich trug, ursprünglich dramatisch zu behandeln beabsichtigt haben. Daß er den Inhalt seiner Novelle bereits vor dreißig Jahren habe ausführen wollen und ihn schon seit dieser Zeit im Kopfe trage, vertraute er am Anfange des Jahres 1827 Eckermann. „Damals, gleich nach Hermann und Dorothea, wollte ich den Gegenstand in epischer Form und Hexametern behandeln", äußerte er, „und hatte auch zu diesem Zwecke ein ausführliches Schema entworfen." Dem Staatsrath Schultz schreibt er, die Konzeption sei über dreißig Jahre alt. Die Annalen berichten unter dem Jahre 1797 von einem gleich nach Hermann und Dorothea entworfenen neuen episch-romantischen Gedichte. „Der Plan war in allen seinen Theilen durchgedacht, den ich unglücklicherweise meinen Freunden nicht verhehlte. Sie riethen mir ab, und es betrübt mich noch, daß ich ihnen Folge leistete; denn der Dichter allein kann wissen, was in einem Gegenstande liegt und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung daraus entwickeln könne." In dieser mehrere Jahre vor unsere Novelle fallenden Aeußerung ist manches ungenau.

Kurz vor der Vollendung von Hermann und Dorothea, zwischen dem 22. Januar und dem 31. März 1797, erzählte Goethe (es war die Zeit seines ersten längern Aufenthaltes in Jena in diesem Jahre) seinen neuen Plan Schiller und Wilhelm von Humboldt. Nach Weimar zurückgekehrt, nahm er zunächst Hermann und Dorothea vor; die erste Hälfte ward zum Drucke fertig gemacht und die zweite, so weit sie vollendet war, prosodisch gereinigt. Darauf gerieth der Dichter in das Studium des alten Testaments und des Homer, und er begann einen Aufsatz über Moses und

den Zug der Kinder Israel in der Wüste, in welchem er „das menschlich Wahrscheinliche von dem Absichtlichen und bloß Imaginirten zu sondern" suchte. Aber Wolfs Prolegomena zum Homer führten seine Gedanken auf das Wesen des epischen Gedichts. Eine Haupteigenschaft des epischen Gedichtes schien ihm, daß es immer vor- und zurückgehe. Dabei seien alle retardirenden Motive episch, nur dürften es keine eigentlichen Hindernisse sein, welche ins Drama gehörten. „Sollte," schreibt er am 19. April an Schiller, „dieses Erforderniß des Retardirens, welches durch die beiden homerischen Gedichte überschwenglich erfüllt wird, und welches auch in dem Plan des meinigen lag, wirklich wesentlich und nicht zu erlassen sein, so würden alle Plane, die gerade hin nach dem Ende zu schreiten, völlig zu verwerfen oder als eine subordinirte historische Gattung anzusehn sein. Der Plan meines zweiten Gedichtes hat diesen Fehler, wenn es einer ist, und ich werde mich hüten, bis wir hierüber ganz im Klaren sind, auch nur einen Vers davon niederzuschreiben. Mir scheint die Idee außerordentlich fruchtbar. Wenn sie richtig ist, muß sie uns viel weiter bringen, und ich will ihr gern alles aufopfern." Schiller erwiederte am 21.: „Ihre Idee von dem retardirenden Gange des epischen Gedichtes leuchtet mir ganz ein. Doch begreife ich noch nicht ganz, nach dem, was ich von Ihrer neuen Epopöe weiß, daß jene Eigenschaft bei dieser fehlen soll." Goethes Erwiederung, wohl vom 24., fehlt auch noch in der dritten Ausgabe des Briefwechsels, liegt uns aber vor. Sein neuer Stoff, schreibt er, habe keinen einzigen retardirenden Moment; alles schreite von Anfang bis zu Ende in einer geraden Reihe fort; allein er habe die Eigenschaft, daß große Anstalten gemacht werden, daß man viele Kräfte mit Verstand und Klugheit in Bewegung setze, daß aber die Entwicklung auf eine Weise geschehe, die den Anstalten

ganz entgegen sei, und auf einem ganz unerwarteten, jedoch natürlichen Wege. Es frage sich nun, ob man einen solchen Plan für einen epischen ausgeben könne oder ob man ein derartiges Gedicht zu einer subordinirten Klasse historischer Gedichte rechnen müsse. Nächstens wolle er ihm den Plan dieses neuen Gedichtes schicken. Schiller antwortet am 25.: „Daß die Forderung des Retardirens aus einem höhern epischen Gesetze erfolgt, dem auch noch wohl auf einem andern Wege Genüge geschehn kann, scheint mir außer Zweifel zu sein. Auch glaube ich, gibt es zweierlei Arten zu retardiren; die eine liegt in der Art des Wegs, die andere in der Art des Gehens, und diese, däucht mir, kann auch bei dem geradesten Wege, und folglich auch bei einem Plan, wie der Ihrige ist, sehr gut stattfinden.“ Doch möchte er das Gesetz des Retardirens anders ableiten. „Beide, der Epiker und Dramatiker“, bemerkt er, „stellen uns eine Handlung dar, nur daß diese bei dem letztern der Zweck, bei erstern bloßes Mittel zu einem absoluten ästhetischen Zwecke ist. Aus diesem Grundsatz kann ich mir vollständig erklären, warum der tragische Dichter rascher und direkter fortschreiten muß, warum der epische bei einem zögernden Gange seine Rechnung besser findet. Es folgt auch, wie mir däucht, daraus, daß der epische sich solcher Stoffe wohl thut zu enthalten, die den Affekt, sei es der Neugierde oder der Theilnahme, schon für sich selbst stark erregen, wobei also die Handlung zu sehr als Zweck interessirt, um sich in den Gränzen eines bloßen Mittels zu halten. Ich gestehe, daß ich dieses letztere bei Ihrem neuen Gedicht einigermaßen fürchte, obgleich ich Ihrer poetischen Uebermacht über den Stoff das Mögliche zutrauen darf. Die Art, wie Sie Ihre Handlung entwickeln wollen, scheint mir mehr der Komödie als dem Epos eigen zu sein; wenigstens werden Sie viel zu thun haben, ihr das Ueberraschende, Verwunderung Erregende

zu nehmen, weil dieses nicht so recht episch ist." Schiller gab in der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung der Komödie vor der Tragödie ästhetisch insofern den Vorzug, als in letzterer schon durch den Gegenstand sehr viel geschehe, in der erstern nichts durch den Gegenstand, alles durch den Dichter. Nicht das Gebiet, aus welchem der Gegenstand genommen sei, sondern das Forum, vor welches der Dichter ihn ziehe, entscheide das Tragische oder Komische. Der Tragiker müsse immer das Herz interessiren, der Komiker immer den Verstand unterhalten, jener durch beständige Erregung, dieser durch beständige Abwehr der Leidenschaft seine Kunst zeigen. „Ich erwarte Ihren Plan mit großer Begierde", fährt er fort. „Etwas bedenklich kommt es mir vor, daß es Humboldten damit auf dieselbe Art ergangen ist wie mir, ungeachtet wir nicht vorher darüber kommunizirt hatten. Er meint nämlich, daß es dem Plan an individueller epischer Handlung fehle. Wie Sie mir zuerst davon sprachen, so wartete auch ich immer auf die eigentliche Handlung; alles, was Sie mir erzählten, schien mir nur der Eingang und das Feld zu einer solchen Handlung zwischen einzelnen Hauptfiguren zu sein, und wie ich nun glaubte, daß diese Handlung angehn sollte, waren Sie fertig. Freilich begreife ich wohl, daß die Gattung, zu welcher der Stoff gehört, das Individuum mehr verläßt und mehr in die Masse und in ein Ganzes zu gehn zwingt, da doch einmal der Verstand der Held darin ist, der weit mehr unter sich als in sich faßt. Uebrigens mag es mit der epischen Qualität Ihres neuen Gedichtes bewandt sein, wie es will, so wird es, gegen Ihren Hermann gehalten, immer eine andere Gattung sein, und wäre also der Hermann ein reiner Ausdruck der epischen Gattung, und nicht bloß einer epischen Species, so würde daraus folgen, daß das neue Gedicht um so viel weniger episch wäre. Aber das wollten

Sie ja eben wissen, ob der Hermann nur eine epische Art oder die ganze Gattung darstelle, und wir stehen also wieder bei der Frage. Ich würde Ihr neues Gedicht geradezu ein komisch-episches nennen, wenn nämlich von dem gemeinen eingeschränkten Begriff der Komödie und des komischen Heldengedichts ganz abstrahirt wird. Ihr neues Gedicht, kommt mir vor, verhält sich ungefähr eben so zu der Komödie, wie der Hermann zu dem Trauerspiel; mit dem Unterschied nämlich, daß dieser es mehr durch seinen Stoff thut, jenes mehr durch die Behandlung. Aber ich will erst Ihren Plan erwarten, um mehr darüber zu sagen." Goethe erklärte sich mit Schillers Bemerkungen über Drama und Epos sehr einverstanden. „Ich kann nichts weiter hinzufügen", schreibt er diesem, „sondern ich muß Ihnen meinen Plan schicken oder selbst bringen. Es werden dabei sehr feine Punkte zur Sprache kommen, von denen ich jetzt im allgemeinen nichts erwähnen mag. Wird der Stoff nicht für rein episch erkannt, ob er gleich in mehr als einem Sinne bedeutend und interessant ist, so muß sich darthun lassen, in welcher andern Form er eigentlich behandelt werden müßte." Aber zur Mittheilung des Planes kam es nicht. Schon am 28. schreibt Goethe: „Gestern, als ich der Fabel meines neuen Gedichtes nachdachte, um sie für Sie aufzusetzen, ergriff mich aufs neue eine ganz besondere Liebe zu dem Werke, welche nach allem, was indeß zwischen uns (über das Wesen des Epos) verhandelt worden ist, ein gutes Vorurtheil für dasselbe gibt. Da ich nun weiß, daß ich nie etwas fertig mache, wenn ich den Plan zur Arbeit nur irgend vertraut oder jemand offenbart habe, so will ich lieber mit dieser Mittheilung noch zurückhalten; wir wollen uns im allgemeinen über die Materie besprechen, und ich kann nach dem Resultate im stillen meinen Gegenstand prüfen. Sollte ich dabei noch Muth und Lust be-

halten, so würde ich es ausarbeiten, und fertig gäbe es immer mehr Stoff zum Nachdenken als in der Anlage; sollte ich daran verzweifeln', so ist es immer noch Zeit, auch nur mit der Idee hervorzutreten." Goethe merkte wohl, daß Schillers Besprechuug und seine geäußerten Bedenken ihn nur stören würden. Das Schema ward wirklich entworfen, aber von der Ausführung hielten der Aufsatz über Moses, die Durchsicht seiner italienischen Papiere und die letzte Durcharbeitung der folgenden Gesänge seines Hermann, so wie mancherlei Geschäfte, welche ihn zu keiner dichterischen Thätigkeit kommen ließen, Goethe ab; auch war ja noch der letzte Gesang von Hermann auszuführen. Vom 19. Mai bis zum 16. Juni verweilte er zu Jena. Hier entstanden außer dem Schlusse Hermanns eine Anzahl Balladen. Ueber das, was in eine prosodische Form gehe oder nicht gehe, ward manches verhandelt; das neue epische Gedicht ließ Goethe vorläufig ganz ruhen, da er an der epischen Natur seines Stoffes immer entschiedener zu zweifeln begann. In Weimar nahm er, während der Unruhe, in welche ihn seine Reise nach Italien versetzte, um sich nur etwas zu thun zu geben, den Faust vor, da dessen verschiedene Theile in verschiedenem Tone behandelt werden konnten und das Ganze durchaus subjektiv war, auch die Beschäftigung mit den Balladen ihn auf diesen „Dunst- und Nebelweg" gebracht hatte. Vielleicht, meint er, gehe auch das Interessante seines neuen epischen Gedichtes endlich in einem solchen Reim- und Strophendunst in die Luft, doch wolle er es noch ein wenig „kohobiren" (wiederholt destilliren) lassen. „Wenn ich Sie neulich recht verstanden habe", schreibt Schiller am 26., „so haben Sie die Idee, Ihr neues episches Gedicht, die Jagd, in Reimen und Strophen zu behandeln. Ich vergaß neulich (am 24.) ein Wort darüber zu sagen, aber diese Idee leuchtet mir sehr ein, und ich glaube sogar,

daß dies die Bedingung sein wird, unter welcher allein dieses neue Gedicht neben Ihrem Hermann bestehn kann. Außerdem, daß selbst der Gedanke des Gedichts zur modernen Dichtkunst geeignet ist und also auch die beliebte Strophenform begünstigt, so schließt die neue metrische Form schon die Konkurrenz und Vergleichung aus; sie gibt dem Leser eben sowohl als dem Dichter eine ganz andere Stimmung, es ist ein Konzert auf einem ganz andern Instrument. Zugleich partizipirt es alsdann von gewissen Rechten des romantischen Gedichts, ohne daß es eigentlich eines wäre; es darf sich, wo nicht des Wunderbaren, doch des Seltsamen und Ueberraschenden mehr bedienen, und die Löwen- und Tigergeschichte, die mir immer außerordentlich vorkam, erweckt dann gar kein Befremden mehr. Auch ist von den fürstlichen Personen und Jägern nur ein leichter Schritt zu den Ritterfiguren, und überhaupt knüpft sich der vornehme Stand, mit dem Sie es in diesem Gedicht zu thun haben, an etwas Nordisches und Feudalisches an. Die griechische Welt, an die der Hexameter unausbleiblich erinnert, nimmt diesen Stoff daher weniger an, und die mittlere und neue Welt, also auch die moderne Poesie, kann ihn mit Recht reklamiren.“ Man sieht, Schiller versuchte alles, den Freund zu bestimmen, seine Jagd in die neuere balladenmäßige Form zu kleiden, ja er führte sogar einen Grund an, der, wenn er stichhaltig wäre, beweisen würde, daß dieser bei seinem Hermann, der ganz in dem deutschen Bürgerleben der Gegenwart wurzelt, sich in der Versform vergriffen habe. Goethe erwiederte dem Freunde, der ihm seine Ballade „Der Ring des Polykrates“ gesandt hatte: „Da ich durch meinen Faust bei dem Reimwesen gehalten werde, so werde ich gewiß auch noch einiges (zum Musenalmanach) liefern. Es scheint mir jetzt auch ausgemacht, daß meine Tiger und Löwen in diese Form gehören

ich fürchte nur fast, daß das eigentliche Interessante des Sujets (eben die Löwen- und Tigergeschichte mit Ausschluß der Schilderung der Jagd) sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen möchte (statt den Stoff zu einem größern erzählenden Gedichte zu liefern). Wir wollen abwarten, an welches Ufer der Genius das Schiffchen treibt." Aber seine wenige freie Zeit wandte er dem Faust und der Beschäftigung mit Italien und der alten Kunst zu. Bei dem achttägigen Besuche, den Schiller darauf in Weimar machte, wird der Jagd kaum vorübergehend gedacht worden sein; Goethe hatte die Lust daran ganz verloren, da der Stoff zu einer epischen Darstellung sich nicht zu eignen schien. Auch auf der Reise, die ihn an den Vierwaldstättersee führte, war von seiner Jagd nicht mehr die Rede, vielmehr bildete sich hier der Gedanke an ein anderes episches Gedicht, an einen Wilhelm Tell. Nach seiner Rückkehr veranlaßte ihn besonders A. W. Schlegels Beurtheilung seines Hermann über den wesentlichen Charakter des Epos und des Dramas weiter nachzudenken und seine Ansicht darüber in einem besondern Aufsatze zu entwickeln, den er am 23. Dezember an Schiller sandte. Als Gegenstand des Epos bezeichnet er hier den außer sich wirkenden Menschen, Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung, die eine gewisse sinnliche Breite fordert, wonach auch die Darstellung einer Jagd sehr wohl für ein episches Gedicht sich eignen würde. Aber längst war aller Antheil an der fürstlichen Jagd und der Tiger- und Löwengeschichte in ihm geschwunden, wozu freilich Schillers Bedenken beigetragen hatten, aber dieser hatte nur seine Ueberzeugung rücksichtslos ausgesprochen, und Goethe selbst war gleich am Anfange zweifelhaft gewesen, hatte aber dann seinen Plan entworfen und Schiller keinen weitern Einfluß auf seine Entscheidung gelassen, die dann gegen eine epische Behandlung ausfiel, und mit Recht, da die Tiger- und

Löwengeschichte nicht innig genug mit der fürstlichen Jagd verbunden war, um als eigentliche Haupthandlung des Gedichtes hervorzutreten. Wenn Goethe selbst dreißig Jahre später bedauerte, daß er durch Schillers und Humboldts Bedenken abgehalten worden sei, das Gedicht in Hexametern zu schreiben, und daraus gleichsam die Moral zieht, man solle nie jemand fragen, wenn man etwas schreiben wolle, da der Dichter allein wisse, welche Reize er einem Gegenstande zu geben fähig wäre, so übersah er, daß er selbst darüber den ersten Zweifel geäußert hatte und die Frage über die reine Kunstform ihm damals vor allem am Herzen lag, er nichts dichten wollte, was dieser zuwider sei. Schiller hatte ihn durchaus nicht abgehalten, vielmehr seiner „poetischen Uebermacht über den Stoff" sehr viel zugetraut, wenn er auch dem Bedenken über die epische Tauglichkeit des Stoffes insofern zugestimmt hatte, als er statt des von Goethe erhobenen, ihm nicht gegründet scheinenden zwei andere hervorhob, durch die sich aber Goethe so wenig überzeugen ließ, daß er auch nach ihnen, ja man kann fast sagen, im Gegensatze zu ihnen, von einer „ganz besondern Lust" zu dem Gedichte ergriffen, das Schema desselben entwarf und sich vor allen irgend möglichen Einflüssen des Freundes dadurch sicherte, daß er jede weitere Aeußerung darüber abschnitt. Wenn Goethe selbst später seinem edlen Freunde Unrecht that, weil er sich des Standes der Sache nicht mehr vollständig erinnerte, so verging sich noch viel schärfer und ungerechter Riemer in seiner argen Verstimmung gegen Schiller, dessen Verhältniß zu seinem Meister Goethe er in ungünstigstem Sinne auffaßte. Freilich würde Goethes plastisches Talent in der Schilderung der Jagd sich auch auf das glänzendste bewährt haben, und in diesem Sinne mögen wir es bedauern, daß dieser sich durch seine Bedenken, aber wohl auch durch seine einer größern Dichtung un=

günstige Stimmung von der Ausführung des Gedichts abhalten ließ, doch würde er es wohl ebenso wenig vollendet haben, wie seinen gleichfalls vollständig entworfenen Tell und die diesen verdrängende Achilleis, von welcher nur der erste Gesang zur Ausführung kam.

Fast unbegreiflich ist es, wie Riemer behaupten konnte, der Inhalt des Jagdgedichtes, das Goethe in den Wanderjahren (II, 4) seinem Manne von funfzig Jahren zuschreibt, dürfe für den Anfang dieses beabsichtigten epischen Gedichtes gelten, da jenes nach den bestimmtesten Aeußerungen des Dichters ja einer „subalternen" und „fast unechten" Dichtart angehörte, ein entschiedenes Lehrgedicht war, welches das ganze Jagdwesen nach den verschiedenen Jahreszeiten behandelte, wobei „nichts versäumt, alles wohl gesehen, klar aufgenommen, leidenschaftlich verfolgt, leicht und scherzhaft, oft ironisch dargestellt" war, wenn auch durch das Ganze ein elegischer Ton klang, da es „mehr als ein Abschied von diesen Lebensfreuden verfaßt" war. Goethe selbst äußert gegen Eckermann, sein Jagdgedicht, dessen Schema er erst nach der Abfassung der Novelle wiedergefunden hatte, sei zwar in der Handlung und dem Gange der Entwicklung der Novelle gleich, aber im Detail doch ein ganz anderes, durchaus für eine epische Behandlung in Hexametern gedacht gewesen. Leider ruht das Schema bis heute ungedruckt in Goethes Archiv, wenn es nicht seit dem Jahre 1827 verkommen sein sollte, aber die oben mitgetheilten Aeußerungen des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller bestätigen uns genügend die Gleichheit des Inhalts. Schiller gedenkt der Löwen- und Tigergeschichte und der fürstlichen Personen und Jäger, und er nennt das Gedicht die Jagd, wogegen Goethe von seinen „Tigern und Löwen" spricht, wo die Mehrheit doch wohl kaum auf einer Ungenauigkeit des Ausdrucks beruht. Nach Schiller

zeigte sich in Goethes Erzählung des Inhaltes seines neuen Gedichtes keine „Handlung zwischen einzelnen Hauptfiguren", was sich daraus erklärt, daß die eigentliche Geschichte die der Tödtung des drohenden Tigers und die Zähmung des Löwen durch den Knaben war, dem dieser ruhig folgte. Endlich entspricht der Entwicklung der Novelle auch Goethes Aeußerung, es würden große Anstalten gemacht, viele Kräfte mit Verstand und Klugheit in Bewegung gesetzt, aber die Entwicklung geschehe auf eine Weise, die den Anstalten ganz entgegen sei und auf einem ganz unerwarteten, jedoch natürlichen Wege.

Fragen wir aber, wie Goethe auf diesen Stoff gekommen, so dürfte dabei eine wirkliche Geschichte zu Grunde liegen, die wir freilich nicht sicher nachweisen können, doch mag es immerhin gestatten sein, hier eine schon im Jahre 1849 von mir geäußerte Vermuthung zu wiederholen. Den 2. Juli ritt Goethe mit Knebel von Ilmenau ins Gebirge. Am ersten Tage gingen sie, wie er der Frau von Stein meldet, auf Schwarzburg, wo sie „im Zucht- und Tollhaus merkwürdige Gestalten sahen", dann auf dem vortrefflichen Wege der Schwarza nach „durch ein tiefes Thal zwischen Fels- und Waldwänden" auf Blankenburg, wo sie die Bergwerke befuhren, weiter nach Rudolstadt, wo sie nur schliefen. Am Schlusse des Briefes an Frau von Stein heißt es: „Wenn ich zurückkomme, lad' ich Euch alle auf eine Geschichte ein, die Euch gewiß rühren und gefallen soll."*) Und nach der Rückkehr am 15. schreibt er der Freundin: „Vielleicht magst Du heute Abend eine Gesellschaft bei Dir versammeln, wo ich meine Geschichte erzähle." Wenn man nun auch meinen könnte, die Geschichte habe Goethe

*) An den Herzog Karl August schreibt er; „Wir haben sehr schöne Gegenden durchstrichen; auch sind uns menschliche Dinge allerlei Art vorgekommen, die Knebel (der eher als er den Herzog wiedersah) erzählen soll."

in Schwarzburg im Zucht- und Tollhause vernommen, und sie beziehe sich gerade auf einen der daselbst Eingesperrten, so wäre es doch auch nicht unmöglich, daß gerade die Geschichte mit dem Tiger und Löwen sich bei Schwarzburg oder Blankenburg begeben und Goethe sie dort vernommen hätte, woher es sich auch erklären würde, daß dem Dichter eben diese Gegend, wie wir sehn werden, bei der Beschreibung der Oertlichkeit vorschwebte. Als er so viele Jahre später nach Stoffen zu einem epischen Gedichte suchte, zog ihn die Darstellung einer Jagd als epischen Hintergrundes um so mehr an, als er selbst häufig in Gegenwart fürstlicher Personen diesem vornehmen Vergnügen beigewohnt hatte, wozu ihm die vor Jahren vernommene Geschichte, welche ihn so lebhaft bewegt hatte, als Haupthandlung sehr passend schien.

Auch nachdem Goethe die Achilleis aufgegeben hatte, kam er nicht zur Ausführung seiner „Tiger- und Löwengeschichte“, obgleich seine Theilnahme an Schillers Musenalmanach ihn hätte veranlassen können, den Gegenstand als Ballade zu bearbeiten. Dagegen zog ihn ein vom Herzog angekaufter Tiger an, der in Nürnberg dem Menageriebesitzer Albi erfroren war. Meyer hatte denselben in Nürnberg gezeichnet. Bertuch erzählte am 19. Januar 1799 nach Böttigers Bericht: „Goethe will eine Biographie des Tigers schreiben. — Dessen Ahnen wird er von dem Menageriehalter Albi erfahren. Loder, der immer geschäftige Handlanger Goethes und des Herzogs Procyon, wird anatomische Vorlesungen öffentlich über den Tiger halten.“ Weder bei dem beabsichtigten zweiten Theile seiner Unterhaltungen noch bei den Erzählungen, die er durch die Person des wandernden Wilhelm Meister miteinander in Verbindung setzen wollte, scheint er an die Geschichte des Tigers und Löwen gedacht zu haben. Erst als er im Jahre 1819 einen Entwurf seines Lebens und seiner schriftstellerischen

Leistungen unternahm, kam ihm auch das beabsichtigte Jagdgedicht wieder in die Erinnerung. Damals fand er wohl das alte Schema wieder vor, aber an eine Bearbeitung desselben dachte er jetzt ebenso wenig als bei dem Plane seiner Ausgabe letzter Hand. Erst als er für letztere die Wanderjahre vollenden wollte, fiel ihm der Gedanke ein, für diese auch eine Erzählung aus jener alten Tiger- und Löwengeschichte zu machen. Er begann damit am Ende des Jahres 1826. Da er einige Zeit vergebens nach dem alten Schema gesucht hatte, ging er ohne dasselbe an die Bearbeitung. Am Abend des 15. Januar 1827 legte er Eckermann den Anfang der seit einiger Zeit vollendeten Erzählung bis zu der Stelle vor, wo alle um den von Honorio getödteten Tiger stehen und der Wächter eben die Nachricht bringt, der Löwe habe sich vor der Schloßruine im Sonnenschein gelagert. Auf Eckermanns Bemerkung, er müsse dabei nach einem sehr bestimmten Schema gearbeitet haben, bemerkte Goethe, daß er das Sujet schon dreißig Jahre im Kopfe trage, und gleich nach Hermann und Dorothea ein Schema zur epischen Behandlung des Gegenstandes entworfen habe; er freue sich, daß er dieses, welches er erst nach Vollendung der Arbeit wiedergefunden, nicht früher in Händen gehabt, da es ihn nur verwirrt haben würde. Drei Tage später ließ er Eckermann das Weitere lesen. Als Aufgabe der Erzählung und als Ziel, das ihn zur Ausführung gereizt, bezeichnete er die Darstellung, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde. Mit der Ausführung der Geschichte in Prosa sei er jetzt am besten gefahren; da es auf genaue Zeichnung der Oertlichkeit besonders angekommen sei, wäre die gereimte Form sehr hinderlich gewesen, und den anfänglich realen, zuletzt ganz ideellen Charakter habe er am besten in Prosa mit am Schlusse

eintretenden Liedern darstellen können. Goethe gab die Erzählung Eckermann mit nach Hause, um sie genau durchzugehn. Als dieser am 21. die Exposition sehr lobte, bemerkte der Dichter, nach dem natürlichen Gesetze einer guten Exposition müsse der Menageriebesitzer schon hier auftreten; die Leute müßten, als die Fürstin mit dem Oheim an der Bude vorbeireiten, herauskommen und sie zum Eintritte einladen. Da aber Eckermann, der zuerst entschieden seine Zustimmung dazu geäußert hatte, bei seinem folgenden Besuche sich gegen diese Aenderung erklärte, weil es eine gar gute Wirkung mache, wenn die Leute später als durchaus neue fremde Wesen mit ihren abweichenden wunderlichen Kleidungen und Manieren hervorträten und sich selbst als Besitzer der Thiere darstellten, gab Goethe ihm entschieden Recht. Dies müsse ihm auch, bemerkte er, beim ersten Entwurf im Sinne gelegen haben. Darauf kam die Ueberschrift zur Sprache, welche man der Erzählung geben solle. Von den Vorschlägen, welche Eckermann und Goethe selbst machten (etwa die Jagd, der Tiger und der Löwe und das Kind mit dem Löwen), waren einige für den Anfang, andere für das Ende gut, keiner für das Ganze passend. Endlich rief Goethe: „Wissen Sie was? wir wollen es die Novelle nennen; denn was ist eine Novelle anders als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit? Dies ist der eigentliche Begriff, und so vieles, was in Deutschland unter dem Titel Novelle geht, ist gar keine Novelle, sondern bloß Erzählung oder was Sie sonst wollen. In jenem ursprünglichen Sinne einer unerhörten Begebenheit kommt auch die Novelle in den Wahlverwandtschaften (II, 10) vor." Das ist geschichtlich nicht begründet, da novella in Italien jede unterhaltende Erzählung hieß, wie schon in den dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts angehörenden Cento novelle antiche, doch ist freilich die Beschränkung

des Ausdruckes Novelle, im Gegensatze zu der gewöhnlichen Erzählung, auf eine Begebenheit sonderbarer Art gestattet, während man jetzt unter diesem Namen meist kleine, anziehende und manche spannende Situationen bietende Erzählungen versteht. Heinrich von Kleist hatte schon 1810 zwei Bände Novellen und Erzählungen herausgegeben, und Tieck war seit einigen Jahren mit Novellen hervorgetreten, durch welche er eine ganz neue Bahn in Anschluß an Goethes kleinere Erzählungen in den Unterhaltungen, den Wahlverwandtschaften und den Wanderjahren betrat. Als Eckermann zwei Tage später wieder zu Goethe kam, bemerkte der Dichter, er habe doch noch etwas an der Exposition zu thun, der Löwe müsse brüllen, wenn die Fürstin an der Bude vorbeireite, wobei er einige gute Reflexionen über die Furchtbarkeit dieses gewaltigen Thieres anstellen lassen könne. Eckermann fand das sehr gut, sowohl an der Stelle selbst als zur größern Wirkung für das Folgende. Der Löwe sei bisher fast zu sanft, ohne alle Spuren von Wildheit erschienen; dadurch, daß er brülle, lasse er uns wenigstens seine Furchtbarkeit ahnen, und es thue dann später eine desto größere Wirkung, wenn er sanft der Flöte des Kindes folge. Goethe selbst meinte, diese Art zu ändern und zu bessern sei die rechte, wenn man ein noch Unvollkommenes durch fortgesetzte Erfindungen zum Vollendeten steigere. Aber genauer betrachtet ist auch diese wirklich erfolgte Aenderung keine Verbesserung; ehe der Löwe wirklich erscheint, ist dessen Furchtbarkeit schon so lebhaft bezeichnet, nicht allein durch den Menageriebesitzer selbst, der ihn das grausamste der Thiere nennt und erzählt, wie ein Bauer vor ihm sich auf den Baum geflüchtet, sondern auch durch den Fürsten und dessen gegen ihn getroffene Anstalten, und es ist viel besser, wenn erst, als der Tiger getödtet ist, die Fürchterlichkeit des Löwen hervortritt. Auch thut das

Brüllen in der Menagerie keineswegs seine volle Wirkung, da wir uns den Tiger als gefährlicher denken, wie er auch auf dem vor der Menagerie aufgehängten Bilde dargestellt ist. Gervinus, der gegen unsere Novelle so verstimmt ist, daß er sie eine „unsäglich geringfügige Produktion" lästert, sieht auch darin Goethes falsches Streben nach Bedeutsamkeit, daß die Frage, ob darin der agirende Löwe an einer gewissen Stelle brüllen solle oder nicht, tagelang erörtert werde, was eine geradezu falsche Behauptung ist, die Gervinus aber auch noch in der letzten Ausgabe hat stehn lassen. Von einer Erörterung, und gar einer tagelangen, ist gar keine Rede, Eckermann stimmte nur aus voller Ueberzeugung dem von Goethe mitgetheilten Gedanken bei, und es handelte sich bloß darum, daß der Löwe schon vorher, in der Exposition, seine furchtbare Wildheit äußern müsse, damit die spätere Zähmung durch das Kind um so stärker hervortrete. Und wie kann man ein falsches Streben nach Bedeutsamkeit darin finden, daß der Dichter nach der Vollendung seines Werkes sorgsam beachtet, ob er nicht dies oder jenes ändern, diesen oder jenen Zug zur größern künstlerischen Wirkung einfügen müsse. Mag auch der Dichter, besonders wenn dies erst nach längerer Zeit geschieht, wo die Dichtung ihm schon ferner getreten ist, hierin zuweilen fehlgreifen, nur die ärgste Verstimmung gegen unsere Novelle machte es möglich, daß Gervinus eine solches Nacharbeiten an der vollendeten Dichtung verwerflich finden konnte. Goethe war über die ihm gelungene Dichtung so erfreut, daß er sie, statt sie den Wanderjahren einzuverleiben, schon am Schlusse der dritten Lieferung seiner Werke gab, die zur Ostermesse 1828 erschien und unter andern auch den Anfang des zweiten Theils von Faust brachte. Leider scheint der Handschrift die letzte Durchsicht gefehlt zu haben, welche leicht einige kleine Anstöße getilgt haben würde. „Einiges Frische hier und da in diesen

Bändchen darf ich wohl empfehlen", schrieb Goethe am 22. April an Zelter. Knebel äußerte am 11. Juni, nachdem er der neuen Szenen des Faust gedacht, mit Bezug auf die Unterhaltungen und die Novelle: „Gewiß, Deine Erzählungen können für eine kleine Lebensphilosophie gelten, reich an Fülle und Anmuth", und drei Monate später, mit Beziehung auf Goethes Aeußerung, es sei belohnend zu erfahren, daß eins und das andere von dem vielfachen in Tag und Luft Hineingeschriebenen von einem guten Geiste wiederklinge: „Die artige Novelle im fünfzehnten Bande habe ich auch gefunden, und sie hat mich ergetzt. Ich las just am Tage vorher eine indische Erzählung aus der Ramayana, mit der sie eine ferne Aehnlichkeit hat; in dieser ist viel Zauberhaftes, und das ergetzte mich auch sehr." Freund Schultz schrieb am 31. Dezember aus Wetzlar: „Bei Lesung Ihrer Novelle im fünfzehnten Bande — wie athmeten wir Himmelsluft! Diese zarten Anklänge finden in unserer zu irdischen Atmosphäre kaum einen Wiederklang; aber sie werden nicht aufhören, immer heller zu tönen und die reinsten Gefühle zu wecken und zu stärken, so lange es Menschen geben wird." Goethe erwiederte, die freundliche Aufnahme der Novelle gereiche ihm zur angenehmsten Empfindung. „Man fühlt es ihr an, daß sie sich vom tiefsten Grunde meines Wesens losgelöst hat. Die Konzeption ist über dreißig Jahre alt; es müssen sich Spuren davon in der Korrespondenz (mit Schiller) finden." Schultz fand die betreffenden Briefe über das damals beabsichtigte epische Gedicht.

Die früheste ausführliche Besprechung der Novelle gab K. J. Coppenrath im allgemeinen Oppositionsblatt 1829 Nr. 332 ff. Er unterschied in ihr eine epische und eine lyrische Gruppe; das den Mittelpunkt bildende Kind vereinige und vermittle beide, indem es alle Klugheit, Besonnenheit und Vorsicht

des Fürsten durch seinen kindlichen Gesang besiege. Honorio werde durch seine heldenmüthige That gleich belohnt, wodurch nicht ein neues Verhältniß geknüpft, sondern ein schon bestehendes geschlossen und abgerundet werde. Nach Goethes Tode trat zuerst Göschel mit einem am letzten vom Dichter erlebten Sylvesterabend vor einem befreundeten Kreise gehaltenen Vortrage über die Novelle Kind und Löwe im zweiten Bande seiner Unterhaltungen (1834) hervor, in welcher er eine der „lieblichsten und friedlichsten" Dichtungen verehrte. Der Sinn, welcher die lieblichen Massen, Gruppen und Bilder belebe und beleuchte, findet er im Hauptbilde, im Kinde und dem Löwen, um welche sich alle andern Bilder sammeln. „Daß das zarte Kind, singend und betend, den wilden Löwen bändigt, durch frommen Sinn und Melodie, die sich im Gebet enthüllt (das Kind selbst aber betet gar nicht), das ist — der Grundtext — der ganzen Predigt. Hierin ist auf das anmuthigste ausgedrückt die Macht und der Sieg des Wahren, Schönen und Guten über alles, was ihm feindlich entgegenzutreten scheint: aber welch ein Sieg? Es ist der Sieg, welcher das Ueberwundene zu sich aufnimmt und mit sich versöhnt: es ist der Sieg Gottes selbst, der durch Liebe den Feind bewältigt, so daß dieser am Ende zum Schemel seiner Füße anbetend niederfällt." Im folgenden Jahre gab dann Eckermann in seinen Gesprächen mit Goethe nicht allein seine Unterredungen mit dem Dichter über die Novelle, sondern auch seine auf ihre dichterische Entwicklung gerichteten Betrachtungen, welche die erneute Lesung derselben mit dem Erbprinzen im März 1831 veranlaßt hatte. Während der Erbprinz sehr glücklich über die schöne Dichtung war, freute sich Eckermann in das geheime Gewebe der Komposition deutlich hinzusehen, über die hinaus man sich nicht leicht etwas Vollendeteres denken könne. Er empfand in ihr eine

gewisse Allgegenwart des Gedankens, welche daher entstanden sein möge, daß der Dichter so sehr Herr seines so viele Jahre im Innern gehegten Stoffes gewesen, daß er das Ganze wie das Einzelne in höchster Klarheit zugleich übersehn und jede einzelne Partie geschickt dahin stellen konnte, wo sie an sich nothwendig sei, aber zugleich das Kommende vorbereite und darauf hinwirke. Gehalt und Kunst, meint er, stehe in dieser Dichtung, die sowohl für den Dichter wie für den Leser ein sehr günstiges Maß des äußern Umfanges habe, viel zu hoch, als daß die Menschen wüßten, was sie damit anzufangen haben. „In der poetischen Region läßt man sich alles gefallen, und ist kein Wunder zu unerhört, als daß man es nicht glauben möchte; hier aber, in diesem hellen Lichte des wirklichen Tages, macht uns das Geringste stutzen, was nur ein weniges vom gewöhnlichen Gange der Dinge abweicht; und von tausend Wundern umgeben, an die wir gewohnt sind, ist uns ein einziges unbequem, das uns bis jetzt neu war. — Zu dem Schluß von Goethes Novelle wird im Grunde weiter nichts verlangt, als die Empfindung, daß der Mensch von höhern Wesen nicht ganz verlassen sei, daß sie ihn vielmehr im Auge haben, an ihm Theil nehmen und in der Noth ihm helfend zur Seite stehen.“ Gerade Eckermanns Lob rief Gervinus' sehr abfälliges Urtheil über unsere Novelle hervor. Dagegen rühmte Karl Simrock in seinem Rheinland sie als eine der köstlichsten und süßesten Früchte des goetheschen Lebensbaumes, die noch nicht genug gewürdigt sei. Eine sehr ausführliche Betrachtung widmete unserer Dichtung A. Lehmann in der 1846 erschienenen Programmabhandlung: „Ueber Goethes Novelle: Das Kind mit dem Löwen“, worin er, da er das Bedürfniß der Verknüpfung aller Theile der Novelle zu einem einheitlichen Ganzen fühlte, zu der wunderlichen allegorischen Deutung gelangte: Honorios unbändige Leidenschaft

zur Fürstin sei die Unbändigkeit des Löwen, die Fürstin das Kind welches diese Unbändigkeit durch reine Liebe und Bezähmung läutere. Rosenkranz, der die Novellen in den Wanderjahren für Meisterstücke erklärt, sagt von unserer Novelle, sie habe sich diesem Romane sehr wohl eingliedern lassen, da dessen Novellen alle auf Entsagung oder Wanderung ausgehen. Einen Versuch ausführlicher Erläuterung gab ich selbst im Jahre 1848 in Herrigs und Viehoffs Archiv IV, 1 ff., abgedruckt und ergänzt in meinen Studien zu Goethes Werken. Endlich hat L. Giesebrecht, dem nicht einmal Eckermanns Mittheilungen und die Stellen im Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, viel weniger die anderweitigen Besprechungen, bekannt waren, 1861 in seiner Zeitschrift Damaris S. 90 ff. über unsere Novelle gehandelt. Auch er rühmt die hohe künstlerische Vollendung der Dichtung, in welcher sich die hohe poetische Kraft und Frische des Dichtergreises bewähre. „Welch ein Rhythmus, welch ein Wohllaut in dieser Prosa! Nirgend ein mattes, müssiges Wort, jedes scharf bezeichnend; wo die Beschreibung eintritt, wie anschaulich! die Charaktere der Personen, wie unvergleichlich bestimmt! die Leidenschaft, sei sie zart, sei sie ungestüm, in gleicher Wahrheit, und meist mit wenigen Strichen gezeichnet! Dazu die weise, maßvolle Anordnung, welche dies reiche Menschenleben und Naturleben, leise vorgehend, übersichtlich, spannend, immer voller an den Leser heranführt, bis er mitten drinnen steht.“ Aber statt die Novelle als einheitliche dichterische Schöpfung aufzufassen, sieht er darin nur, wie in den Geheimnissen, den Gegensatz der Menschen mehr thätiger Natur und der mehr leidenden, die alles von der Einwirkung der Gnade erwarten. Die eigentliche Spitze der Dichtung erkennt er in dem nur nebensächlichen Rufe der Frau an Honorio, er müsse zuerst sich selbst überwinden. Dadurch sei Goethe wieder zu seinem Ur-

sprung zurückgekehrt; denn er habe dies doch wohl zuerst aus — Gellerts Schule überkommen, der von dem Siege über sich selbst sage, so schwer er sei, bringe er göttliches Vergnügen. Als ob die uralte Lehre von der Selbstüberwindung dem Dichter aus dieser Quelle geflossen wäre, er diese nicht als nothwendige Tugend erkannt hätte, welche nicht erst durch das Vergnügen, was sie der Seele gewährt, empfohlen zu werden brauche. Vgl. unten unsere darauf bezügliche Bemerkung.

In dem beabsichtigten epischen Gedichte sollte die Darstellung der Jagd eine höchst bedeutende Stelle einehmen, doch würde wohl der Dichter, statt den Auszug zu beschreiben, uns gleich in das lustige Treiben der edlen Jäger versetzt, dann etwa die mittägliche Ruhe an einem reizend gelegenen Punkte der Waldung beschrieben haben, wo es denn auch kaum an der Erzählung von Jagdgeschichten gefehlt haben könnte. Goethe war seit seiner ersten weimarer Zeit häufig Theilnehmer an fürstlichen Jagden gewesen. Eine große Jagd wurde schon anderthalb Monat nach seiner Ankunft in Weimar am 21. Dezember 1775 bei Apolda zu Ehren des Statthalters von Erfurt veranstaltet. Den 16. Januar 1776 nahm Goethe an der herzoglichen Jagd bei Schwansee Theil, von wo sie (auch damals war der Statthalter mit seinem Gefolge Gast des Herzogs) erst am 18. zurückkehrten. Als er im Juli dem Herzog nach Ilmenau folgte, mußte er häufig mit zur Jagd; die in dem herrlichen Gedichte Ilmenau sieben Jahre später beschriebene Jagdszene gehört vielleicht in diese Zeit oder während des abenteuerlichen Aufenthaltes daselbst zur Feier des herzoglichen Geburtstags vom 2. bis 6. September. Als man ein Jahr später bei Gelegenheit der Anwesenheit des Prinzen Joseph von Hildburghausen sich von Wihelmsthal aus eifrig dem Jagdvergnügen hingab, hielt Unwohlsein Goethe zurück; auch durfte er am Ende

des Jahres, während der Herzog sich mit einem großen Jagdzug nach Eisenach begab, den Harz besuchen. In der damals gedichteten Harzreise im Winter bittet er den Vater der Liebe, er möge die Brüder der Jagd segnen, „auf der Fährte des Wilds mit jugendlichem Uebermuth fröhlicher Mordlust, späte Rächer des Unbills, dem schon Jahre vergeblich wehrt mit Knitteln der Bauer". Aber im nächsten Januar kann er sich der Schweinehatz nicht entziehen. Auch finden wir ihn am 17. und 18. November 1780 bei der dem Prinzen von Philippsthal zu Ehren veranstalteten Jagd um Troistädt und Magdala, am 30. bei der Jagd und Tafel zu Ettersburg in Anwesenheit des Prinzen von Meiningen. Bei der feierlichen Jagd mit Musik, welche am 10. Juli 1781 zu Hetschburg stattfand, wird Goethe nicht gefehlt haben. Dagegen entzog er sich den Jagden, an denen sich der Herzog im Dezember zu Eisenach drei Wochen lang vergnügte. Von dort schrieb Goethe an Frau von Stein: „Der Herzog ist vergnügt, und gut, nur find' ich den Spaß zu theuer. Er füttert achtzig Menschen in der Wildniß und dem Frost, hat noch kein Schwein, weil er im Freien hetzen will, das nicht geht, plagt und ennuyrt die Seinigen und unterhält ein paar schmarutzende Edelleute aus der Nachbarschaft, die es ihm nicht danken. — Der Herzog thut etwas Unschickliches mit dieser Jagd, und doch bin ich nach seiner Herzoglichkeit mit ihm zufrieden. — Sein Unglück ist, daß ihm zu Hause nicht wohl ist." Weil der ihm befreundete Herzog von Gotha angekommen und das Wetter so schön war, hätte er doch gern der großen Jagd am 13. beigewohnt, aber es trieb ihn nach Weimar zurück. Auch von der großen Jagd zu Apolda am 21. Januar 1782 entschuldigte er sich. Daß der Herzog „seine Existenz im Hetzen und Jagen hatte" und leidenschaftlich mit einer neuen Hof- und Jagduniform sich beschäftigte, ärgerte ihn. In den fol-

genden Jahren enthielt sich Goethe aller Jagdvergnügen, denen er den Herzog sich sehr leidenschaftlich hingeben sah, besonders als der Oberkammerherr von Pöllnitz aus Ansbach ihm eine Meute geschenkt und ihn später die Parforcejagd ganz methodisch gelehrt hatte. Aber im Mai 1786 konnte er sich zu Ilmenau, wohin der Herzog von Meiningen gekommen war, nicht ganz von der Jagd zurückhalten. Nach der Rückkehr aus Italien wird er doch zuweilen nicht umhin gekonnt haben, sich an einer herzoglichen Jagd zu betheiligen, besonders bei fremden Besuchen, wie bei der Anwesenheit des darmstädter Hofes zu Weihnachten 1795. Das Treiben einer fürstlichen Jagd hatte er diese zwanzig Jahre über so oft und mannigfaltig mit erlebt, daß eine lebendige Schilderung einer solchen ihn um so mehr reizen mußte, als er auch die Charakterbilder mancher Theilnehmer an denselben hineinverweben konnte. Schon gleich am Anfange, dann auch bei der mittäglichen Waldrast wird das Gedicht der Fürstin und des zu ihrem Dienste zurückgelassenen Kammerherrn gedacht haben, dem die Novelle den Namen Honorio gibt. Dadurch war denn der Uebergang gebahnt zu dem gegen Abend unternommenen Ritte der Herzogin, die ihrem Gemahle entgegenkommen sollte. Wie die Tiger und Löwen ausgebrochen sein sollten, läßt sich nicht bestimmt sagen, wahrscheinlich aus einem benachbarten Orte, nicht aus der fürstlichen Residenz; sie werden wohl zunächst der Jagd begegnet sein und, von ihnen verfolgt, ein Tiger sich der Fürstin entgegengestürzt haben, den der Begleiter derselben glücklich tödtete. Auch die Bezähmung des einen Löwen durch das Kind wird schon für das Gedicht bestimmt gewesen sein, das in der Rührung über die glückliche Rettung der Fürstin und die Bewältigung der wilden Natur durch das unschuldige seiner wartende Kind einen glücklichen Schluß gewann, wie es mit der fröhlichen Jagdlust

und einem Gespräche des Fürsten mit einem Verwandten der Fürstin begonnen haben dürfte, bei dem etwa der Bruder der Herzogin Luise Landgraf Christian von Darmstadt vorgeschwebt haben könnte. Später ward aus ihm der Oheim Friedrich.

Als Goethe die Behandlung des Stoffes in der erzählenden Form ins Auge faßte, war es unumgänglich, daß er die ausführliche Beschreibung der Jagd fallen ließ, und nur das ausführte, was die Geschichte von dem Tiger und Löwen ins deutlichste Licht setzte. Dazu war vor allem die lebendige Anschaulichkeit der Oertlichkeit und der Zeit erforderlich. Die letztere konnte nebensächlich an den gehörigen Stellen erfolgen, wogegen die Oertlichkeit auf das genaueste schon gleich von Anfang an bezeichnet und besonders die Trümmer der Burg, vor denen der Löwe lag, und der Schloßhof, in welchem die Bezähmung des Löwen durch das Kind erfolgt, voraus gleichsam eingeprägt werden mußte, damit dieser so wichtige Punkt uns als bekannt entgegentrete. Mit Recht that sich Goethe auf die Art, wie ihm dieses gelungen, etwas zu Gute. Daß ihm hierbei im allgemeinen eine bestimmte Gegend vorschwebte, darf bei der Gegenständlichkeit, welche sich Goethe stets vorsetzte, nicht bezweifelt werden. Wenn der Dichter sagt, der Fluß, an dem die Fürstin heranreitet, sei hier zwar noch ein schmales, nur leichte Kähne tragendes Wasser gewesen, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten*) und ferne Länder beleben sollte, so hat man hierin eine bestimmte Hindeutung auf den Rhein finden wollen. Auch Göschel denkt offenbar an den Rhein, wenn er äußert, die Lage des Fürstenthumes könnte bei genug-

*) Etwas frei ist die Verbindung „nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten" statt „nach und nach, ohne seinen Namen zu ändern, zum größten Strome werden".

samen geographischen, statistischen und historischen Kenntnissen, aus dem beschriebenen Jahrmarktsverkehre mit holländischen und französischen Artikeln, aus dem Flusse, aus Berg- und Flachland und sonst vielleicht erschlossen werden. Aber von holländischen und französischen Artikeln ist ja keine Rede. Wenn die Fürstin bemerkt, daß hier Gebirg und flaches Land nah aneinander grenzen, der Hochländer Holz und Eisen zu manchem Gebrauch umzubilden wisse, während jene drüben mit den vielfältigsten feinern Waaren entgegenkommen, so hatte hier freilich der erste Druck statt Hochländer Holländer, aber der Druckfehler springt als solcher von selbst in die Augen, und jene drüben sind offenbar die Bewohner des Flachlandes, das also offenbar jenseit des Flusses gedacht wird, während auf dem diesseitigen Ufer in geringer Entfernung von ihm das Gebirge sich erhebt. Der Fürst hat seine junge Gemahlin beim Reiten über den Hauptmarkt aufmerksam gemacht, daß hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe, und wir hören, daß Bergbewohner mit Flachländern (von Hügeln, Auen und Wiesen her) und Gewerbsleuten der kleinern Städte hierher gekommen, die alle am bedeutendsten Orte der Gegend ihre Erzeugnisse vortheilhaft zu verkaufen hofften. Wir können hieraus nur schließen, daß das Gebirge mit seinen „Felsen, Fichten und Föhren" nicht zu weit entfernt war. Simrock bemerkt, der Rhein müsse gemeint sein, da die Donau, an die man sonst denken könne, nur durch das Fürstenthum Siegmaringen fließe, das keine der geschilderten ähnliche Stammburg habe. An dem Rheine aber, so lange er nur leichte Kähne trage, liege nur die Grafschaft Baduz, die man mit Unrecht als Fürstenthum Liechtenstein bezeichne. Diese passe ganz und gar zu Goethes Schilderung, da der Fürst in einem Schlosse residire, das in einiger Höhe über dem Orte, jedoch tief

unter den hohen Ruinen der alten Stammburg liege; freilich sei Vaduz keine Stadt, sondern nicht viel mehr als ein Flecken, aber der Dichter könne Ursachen gehabt haben, in diesem Punkte, der vielleicht befremdet hätte, von der Wirklichkeit abzuweichen. Warum aber nicht viel eher in einem für die Oertlichkeit selbst viel weniger bedeutenden Umstande? denn daß das schmale Wasser später ein so bedeutender, länderbeherrschender Strom wird, ist für die zu beschreibende Gegend ohne alle Bedeutung, wogegen es eine viel belangreichere Veränderung ist, wenn aus einem Flecken eine ansehnliche Stadt gemacht wird. Fragt man, weshalb überhaupt Goethe der spätern Größe des Flusses Erwähnung thut, so geschieht es eben nur, um das Bild des noch schwachen und schmalen Flusses eben durch seine spätere Größe und Bedeutung zu heben, wobei er sich der man könnte fast sagen sinnbildlichen Erfahrung bedient, daß auch die größten Ströme, welche gleichsam die Pulsader des Völkerverkehrs bilden, am Anfange nur unbedeutend sind, wie er es so ergreifend in Mahomets Gesang dargestellt hat, wo der endlich herrlich angeschwollene Strom, wie ein durch ein ganzes Geschlecht seiner Brüder hoch emporgetragener Fürst, in rollendem Triumphe Ländern Namen gibt und Städte gründet. In allergenauester Deutung der Worte des Dichters, der von „fernen Ländern“ spricht, würden diese nur auf den größten in Deutschland entspringenden Strom, die Donau, passen, aber der Dichter wollte eben keinen bestimmten Strom nennen und nicht ein, wenn man sich genau an die Worte hält, einfach zu lösendes Räthsel aufgeben, sondern nur den Gegensatz der jetzigen Unbedeutenheit des Flusses zur spätern länderbeherrschenden Größe hervorheben. Der Rhein wird bekanntlich erst bei Chur schiffbar, aber Goethe kam auf keiner seiner drei Schweizerreisen nach Vaduz, und doch konnte ihn nur eine persönliche Anschauung der Gegend veran=

lassen, die Szene dorthin zu verlegen. Die thüringische oder sächsische Saale, die auf dem Fichtelgebirge entspringt, wird erst bei Kösen schiffbar, nachdem sie die thüringischen Herzogthümer verlassen hat.. Wie oft sah Goethe den gewöhnlich schmalen und seichten Fluß bei Jena vor Augen, der ihm doch im Märchen zu einem großen Flusse wurde! Auch bei Rudolstadt hatte er ihn mehrfach gesehen, wie er mit der ganzen Oertlichkeit bekannt genug war, um sie bei seiner Dichtung vor Augen zu haben. So genau aber sich an die Wirklichkeit zu halten, daß er keinen freien Zug sich erlaubt hätte, lag dem Dichter ganz fern.

Die erste sichere Nachricht, daß Goethe in Rudolstadt gewesen, haben wir erst aus dem Jahre 1781, da er doch sehr viel in dem benachbarten Großkochberg auf dem Gute seiner Herzensfreundin verweilte. Daß er die Erzählung nach Rudolstadt verlegte, würde sehr erklärlich, wenn dieser wirklich, wie wir anzudeuten wagten, die Geschichte zu Grunde läge, welche er während jener Reise vernahm, auf welcher er am 3. Juli 1781 in Rudolstadt schlief. Obgleich der rudolstädtische Hof mit dem weimarer, dessen Herzog der Lehnsherr des Fürsten war, in naher Verbindung stand, besuchte Goethe ihn doch erst, als er seine Rundreise als Gesandter bei den thüringischen Herzogen vollendet hatte. Er kam am Abend des 16. Mai 1782 nach Rudolstadt. Ueber diesen Besuch fehlt uns leider jeder weitere Bericht. Das Fourierbuch gedenkt desselben gar nicht, auch nicht die Aufzeichnungen des Fürsten Ludwig Günther II. in seinem Handkalender, aus dem sich aber ergibt, daß der Erbprinz und andere fürstliche Personen damals an den Blattern erkrankt waren. Daß Goethe wirklich damals in Rudolstadt war, erweist die Fremdenliste des Wochenblattes. Am Abend des 18. ging er nach Kochberg. Den 7. September 1788 fuhr er von Kochberg mit Herders Gattin, Frau von Schardt, Fritz und Lott-

chen von Lengefeld nach Rudolstadt, wo sie bei Hofrath von Beulwitz im Hause seiner Schwiegermutter, der Oberhofmeisterin von Lengefeld, auch Schiller fanden. Schiller ging mit Goethe in angenehmen Gesprächen an der Saale spazieren. Jedenfalls werden sie auch damals die schönen Aussichtspunkte besucht haben. Erst am späten Abend fuhren sie zurück.*) Unter dem Jahre 1817 berichtet Goethe in den Annalen: „Die Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehn, ward so lebhaft und heftig, daß ich an einem schönen sonnigen Morgen, ohne Absicht aus dem Hause fahrend, von meiner Leidenschaft überrascht, ohne Vorbereitung aus dem Stegreife nach Rudolstadt lenkte, und mich dort an den erstaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für lange Zeit herstellte.“ Diese kollossalen in Rom gemachten Abgüsse der Dioskurenköpfe befanden sich, wie noch heute, im Schlosse, das Goethe demnach auch damals besucht haben muß. Aber auch sonst besuchte unser Dichter zu dieser Zeit mehrfach Rudolstadt Prof. Obbarius hörte vom Buchhändler Renovanz erzählen, dieser sei zuweilen nach Rudolstadt gekommen, um sich einen tüchtigen Schöpsenbraten vom ersten besten Metzger holen zu lassen, und ihn nach Weimar mitzunehmen. Diese Angabe wird durch eine Aeußerung in einem Briefe von Karl von Stein in Kochberg bestätigt, der am 17. Oktober 1817 seiner Mutter schreibt, sein Hauslehrer habe erzählt, Goethe habe dieser Tage mit eigener Hand einen Schöpsenbraten, Semmel und Tabak in Rudolstadt gekauft, alle übrigen Merkwürdigkeiten den Rudolstädtern gelassen.

*) In den Aufzeichnungen des Fürsten Ludwig Günther II. heißt es: „7. September kam der Herr Geheimerath Goethe mit dem Herrn von Stein und noch einigen Damen nach Rudolstadt und speiste bei dem Herrn Hofrath von Beulwitz, lernte Schillern kennen und sah bei dem Herrn von Brochenburg das Naturalienkabinet.“

Von einer nähern Beziehung Goethes zum rudolstädter Hofe findet sich keine Spur. Die Aufzeichnuugen des Fürsten Ludwig Günther II., die Tagebücher des Fürsten Ludwig Friedrich II. und der Fürstin Caroline sprechen von keiner Begegnung mit diesem, außer daß Ludwig Friedrich II., den Ifflands Gastspiel nach Weimar gezogen hatte, dort am 31. März 1796 mit Schiller, Iffland, Wieland, Herder, Bertuch, Voigt, Kraus, Knebel u. a. bei Goethe zu Mittag speiste. Fürstin Caroline Luise hielt die Vermuthung, bei der Fürstin der Novelle habe sie dem Dichter vorgeschwebt, für unwahrscheinlich. Vgl. Auemüllers Lebensschreibung dieser Fürstin S. 36 Anmerkung.

Daß bei dem fürstlichen Schlosse, welches „von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannichfaltige bedeutende Ansichten gewährte", das rudolstädter 200 Fuß über der Saale auf einer Höhe, dem Schloßberge, liegende Schloß, die sogenannte Heidecksburg, vorschweben könne, leidet keinen Zweifel. Nach dem Brande von 1735 war das Schloß mit seinem Thurme in den Jahren 1743 und 1744 neu aufgebaut worden. „Das weiße, große Schloß" fiel Schiller bei seinem Aufenthalte in Rudolstadt (1788) vortheilhaft auf. Es besteht aus einem südlichen, einem westlichen und einem nördlichen Flügel. Wenn Goethe, als die Fürstin später es von einem hohen Felsen in der Nähe der alten Stammburg in klarster Beleuchtung sieht, von dessen „Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen" spricht, so wird niemand ihm eine solche Verschönerung des Schlosses als ungebührlich vorwerfen dürfen; denn sich ganz treu an alle einzelne Züge der Wirklichkeit zu halten, liegt dem Dichter fern, der von der Wirklichkeit eben nur das ihm Passende nimmt, es zu seinem Zwecke ergänzt und ausschmückt. In den hintern Zimmern bietet das Schloß eine freie schöne Aussicht in das Gebirge und man

erblickt dort „über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg". Wenn man in den hintern Zimmern des rudolstädter Schlosses auch nicht die Ruinen der über dem in gerader Linie etwa $1^1/_2$ Stunde entfernten Blankenburg sich erhebenden alten Stammburg Greifenstein, der Wiege des unglücklichen Kaisers Günther, wegen der zwischenstehenden Berge sehn kann, so scheint dies mir kein Beweis gegen die Annahme, das rudolstädter Schloß habe dem Dichter vorgeschwebt; denn eine solche Aussicht vom neuen Schlosse nach der uralten Stammburg war für den Dichter zu seinem Zwecke durchaus nöthig. Den bedeutendsten Punkt bildete ihm gerade die Nähe des neuen Schlosses und der alten Ruine, der Charakter der letztern und der nahen Umgegend im ganzen und großen, wobei er alle einzelne Züge geschickt benutzte, die seinem Zwecke gemäß waren. Alles in allem genommen paßt Rudolstadt viel genauer als Vaduz, und ein mehr entsprechender, Goethe bekannter Punkt als Grundlage der dichterischen Oertlichkeit dürfte nicht nachzuweisen sein. In Rudolstadt selbst erklärt man sich allgemein gegen die Annahme, die dortige Gegend habe dem Dichter in der Novelle vorgeschwebt. So Herr Geheimarchivar Auemüller und Herr Prof. Klußmann, denen ich für manche bezügliche Mittheilung zu bestem Danke verpflichtet bin.

Der Fürst hat in dem nach vorn liegenden Saale von seiner jungen, ihm seit einiger Zeit angetrauten Gattin*) Abschied genommen, diese von dort noch dem aus dem Schloßhofe mit dem Jagdzuge fortreitenden Gemahle herabgewinkt. Der ins Gebirge

*) Die Fürstin hatte, wie wir später hören, schon oft Honorio im Lanzen- und Ringelspiel und auf der Reitbahn gesehen. Häufig waren seit ihrer Vermählung Reisende an der Hoftafel gewesen, die von fremden Landen und Städten in Honorios Gegenwart erzählten.

führende Weg geht zum Hinterthor heraus bergauf; das paßt auf das rudolstädter Schloß, wo man einige Zeit steigt, bis man zur breiten, um den Berg sich windenden Straße gelangt. Auch fuhr man früher durch ein dunkles Gewölbe bergunter in die Stadt, wie die Fürstin mit ihren beiden Begleitern durch das Vorderthor den Berg herab reitet. Ueber den Markt gelangt die Fürstin zu einem zur Vorstadt führenden freien Platze, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramstände das Brettergebäude der Menagerie sich befand. Dem Dichter schwebt hier wohl der sogenannte Anger vor, ein großer Platz, auf welchem man das einst berühmte rudolstädter Vogelschießen hielt, auch bei Jahrmärkten Buden für wilde Thiere aufschlug. Vor dem Thore reiten sie zunächst am Flusse hinan, weiter durch Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts; dann kommen sie durch einen Busch und ein Wäldchen, aus dem ein Wiesenthal aufwärts führt; von dort gelangen sie zu einem Walde und „nach einem lebhaften Stieg“ zu einem höhern Aussichtspunkte, wo sie noch in bedeutender Entfernung über Baumgruppen die Ruinen der alten Stammburg als Fels- und Waldgipfel hervorragen sehen. Dieses alles entspricht in den Hauptpunkten dem Weg von Rudolstadt nach Blankenburg, den wir in umgekehrter Folge Goethe schon im Jahre 1781 mit Knebel machen sahen. Der Weg am Flusse hin ist jetzt durch Gartenanlagen vernichtet, dagegen erkennt man in dem zwischen beiden nach Blankenburg und Stadt Ilm laufenden Feldwege den von Goethe beschriebenen Pfad. Nachdem man eine kleine Höhe erreicht hat, kommt man in ein Wäldchen, dann rechts an einem von einem starken Quell bewässerten Wiesenthal, links an einem zum Theil mit Fichten bewachsenen Berge vorbei, hinter welchem die Gegend freier wird; rechts sieht man das Dörfchen Zeigerheim, links im Hintergrunde die Ruine Greifen-

stein, aber erst wenn man das Dörfchen im Rücken und eine ziemlich steile Höhe erstiegen hat, öffnet sich eine weite Aussicht; rechts liegen Saalfeld und viele Dorfschaften nach Kahla hin, links Rudolstadt mit seinem Schlosse, in der Mitte die in mannichfachen Windungen fließende Saale. Nur die von Goethe erwähnten Mühlen fehlen und auch die Worte „sofort nach der Rechten zu die untere Stadt" treffen nicht ganz zu. Aber im allgemeinen ist die Uebereinstimmung so groß, daß kaum zu zweifeln ist, dem Dichter habe wirklich bei der hier geschilderten Oertlichkeit Rudolstadt vorgeschwebt, wie in den Wahlverwandtschaften Wilhelmsthal. Entschieden sprach sich hierfür der leider frühe hingeschiedene von edlem Freisinne hingerissene und deshalb von seiner lieben Saale verbannte Dr. Theodor Obbarius aus, während dessen Vater, der wackere Horazianer Prof. Dr. Samuel Obbarius, welchem wir auch die beiden Schriften „Rudolstadt und seine romantischen Umgebungen, für Einheimische und Fremde dargestellt" (1853) und „Rudolstadt, sein Fichtennadelbad und seine Umgebungen" (1855) verdanken, der Meinung war, viele Züge paßten auf Rudolstadt nicht, nur der Weg nach dem fast zwei Stunden entfernten Blankenburg biete schwache Aehnlichkeiten dar. Freilich ist das ganze Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt größtentheils ein Gebirgsland, da selbst an der nordwestlichen Gränze, wo es die fruchtbarsten Ebenen hat, ein Gebirgszug hereinstreift, aber eine so genaue Abschilderung der Wirklichkeit hatte Goethe auch gar nicht im Sinne, nur das rudolstädtische Schloß, die Stadt, der Weg nach der alten Stammburg und diese selbst schwebten ihm vor, alles übrige gestaltete er frei nach dem Zwecke seiner Dichtung und selbst bei den in der Hauptsache treu geschilderten Punkten durfte er zur größern Wirkung sich Freiheiten erlauben,

auch einzelne Lücken seiner Erinnerung in entsprechender Weise unbedenklich ergänzen.

Doch wenden wir uns zur Ausführung der kunstvoll gearbeiteten Novelle selbst. Der Dichter führt uns in anschaulichster Darstellung mit wenigen treffend ausgewählten Zügen mitten in die zum Aufbruche bereite Jägerschaar im fürstlichen Schloßhofe, wobei gleich in den ersten Worten die Zeit als die eines frühen nebligen Herbstmorgens bezeichnet wird. Die fortschreitende Zeit hat die Novelle ebenso glücklich überall bezeichnet und verwandt, wie Hermann und Dorothea. Alle warten auf die Ankunft des Fürsten, der eben von seiner jungen Gemahlin Abschied nimmt. Hier ergibt sich nun die glückliche Gelegenheit, den Fürsten kurz zu schildern und die Personen des Hofes einzuführen, welche in der Erzählung hervortreten sollen. Der Fürst selbst ist, wie seine ganz für ihn geschaffene Gemahlin, „von thätig lebhaftem Charakter", und so hatte sich schon in der kurzen Zeit das innigste Verhältniß zwischen den Gatten gebildet. Sein Vater war ein treuer Landesvater gewesen, der die großen Lehren der französischen Umwälzung wohl genutzt hatte. Goethe bezeichnet dieses weltgeschichtliche Ereigniß als den „Zeitpunkt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte". Ganz so hatte er in seinen „Aufgeregten" die Gräfin als einen „Zögling der Begebenheiten" bezeichnet, „die uns einen lebendigen Begriff geben von allem, was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß". In den venediger Epigrammen werden auch die Großen aufgefordert, Frankreichs traurig Geschick zu bedenken, und in Bezug auf die tollen heftigen Sprecher in Frankreich heißt es, ein Toller rede in Freiheit weise Sprüche. Der Sohn, welcher ganz in die

Fußtapfen des Vaters getreten war, hatte sich der Pflege des materiellen Wohlseins seiner Unterthanen eifrig zugewandt, wie es auch in Weimar Karl August auf das liebevollste gethan hatte, und so war in seinem „Länderkreise" (freilich ein etwas gezwungener Ausdruck) eine große Betriebsamkeit entstanden, wovon der gerade einfallende Hauptmarkt Zeugniß gab. So wird schon hier gleich der Jahrmarkt glücklich eingeleitet, zu welchem auch die für das Folgende so bedeutende Menagerie gekommen war. Aber bei aller dem Volke des Landes gewidmeten Sorge*) konnte der Fürst doch bei den schönen Herbsttagen nicht unterlassen, endlich, besonders zum Vergnügen der vielen angekommenen Fremden, eine Jagd ins Gebirge zu veranstalten, die er schon so lange verschoben hatte. Unter dem Fremden ist vornehmer Besuch auf dem Schlosse gemeint, dessen freilich sonst gar nicht weiter gedacht wird, nur daß später, als der Fürst wegreitet, auch Gäste außer dem Gefolge genannt werden. Die Fürstin hätte sich gern an der Jagd betheiligt, aber man hatte für heute einen fernen Jagdzug sich vorgesetzt, dessen Beschwerden der Fürst seine Gattin nicht gern aussetzen mochte, dagegen schlug er ihr einen Spazierritt mit seinem Oheim Friedrich vor, zu dessen Anordnung und Begleitung er ihr den Stall- und Hofjunker Honorio, einen „wohlgebildeten*) jungen Mann", zurückläßt. Friedrich und Honorio sind die einzigen Personen unserer Novelle, welche mit Namen ge-

*) Daß der Fürst „besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete" und sich meist über den Jahrmarkt, „diese zudringenden Gegenstände", unterhielt, würde man gern durch eine einfache Bezeichnung seines dem Besten des Landes gewidmeten, nicht auf kostspielige Vergnügungen gerichteten Strebens ersetzt sehn.

**) Von der Körperbildung, wie wenn Goethe seinen Hermann den „wohlgebildeten Sohn" nennt.

nannt werden, woher man sie für bezeichnend zu halten fast verleitet wird.*) Göschel sieht im Namen Friedrich eine Hindeutung auf den friedlichen Charakter des fürstlichen Oheims; da läge es noch näher, in Honorios Namen eine Beziehung auf die Ehrsucht seines Trägers zu finden. Beim Namen Friedrich könnte man daran denken, daß unter den letzten rudolstädter Fürsten dieser Name gangbar war. Karl Augusts Oheim von mütterlicher Seite hieß Friedrich August. Aber die Wahl des Namens ist höchst zufällig, auch Honorio dürfte kaum mit Bezug auf seine Ehrsucht benannt sein.

Der Dichter benutzt sehr geschickt den fürstlichen Oheim, um die Ruinen der alten Stammburg, in dessen Schloßhofe die Geschichte mit dem Löwen spielen soll, uns hier gleich möglichst anschaulich vorzuführen. Die Fürstin ist, nachdem sie ihrem Gemahle noch mit dem Schnupftuche zum Abschiede gewinkt hatte, in die hintern Zimmer geeilt, wo sie das Fernrohr nach einer öden steinigen Fläche hinwendet, über welche der Jagdzug nach einiger Zeit ziehen muß, und die später für die Erzählung so wichtig wird. Ihre innige Neigung zu ihrem Gatten läßt sie nicht die geringste Möglichkeit vernachlässigen, diesen, selbst wenn es auch nur durch Hülfe des Fernrohrs wäre, noch einmal zu schauen. Die Erwähnung des Fernrohrs bringt den Dichter schon hier auf die alte Stammburg, auf welche man dieses gern zu richten pflegte, wie man noch gestern Abend gethan hatte**), da gerade

*) Da gleich im Anfang der fürstliche Oheim Friedrich genannt wird, so ist es störend, daß es bei dem ersten Auftreten desselben heißt „Fürst Oheim, Friedrich mit Namen". Besser fiele am Anfange „Friedrichs" aus.

**) „Ueber Busch, Berg und Waldgipfel", nicht etwa „Berg- und Waldgipfel", wie man vermuthet hat.

bei der Abendbeleuchtung die hochragende Ruine am deutlichsten hervortritt, weil dann eben die größten Licht= und Schattenmassen wirken. Sehr schön zeigt sich der Fürstin Liebe darin, daß, als sie den Fürsten deutlich durch das Fernrohr erblickt, ihre Augen glänzen, sie auch zu zu sehn glaubt, wie dieser still halte und auf das Schloß, worin er sie weiß, zurückblicke, und sie von innigster Freude ihm mit dem Schnupftuche winkt, als ob er dies sehn müßte.

Durch den fürstlichen Oheim, der nach diesem ihre herzlichste Liebesneigung verrathenden Schauen durch das Fernrohr eben eintritt, werden wir von dem Zustande der uralten Stammburg und der auf ihre Herstellung verwandten Thätigkeit, auch dem fernern Plane unterrichtet, so daß uns später, wo die Stelle vor den Ruinen und der Schloßhof gleichsam zur Szene der Handlung werden, diese Oertlichkeit schon bekannt ist. In glücklichster Weise läßt der Dichter den Oheim des Fürsten im Gegensatz zu diesem, der angestrengt für das Wohl seines kleinen Landes sorgt, liebevollen Eifer den Trümmern der alten Stammburg widmen, welche er zu erhalten, zugänglich zu machen und durch genaue Zeichnungen nahe zu bringen sucht. Die Blätter, welche er durch einen Zeichner hat ausführen lassen, bringt er eben, um sie der Fürstin, die er in der Abwesenheit des Gatten unterhalten möchte, zur Ansicht vorzulegen und das, was zu ihrer Herstellung geschehen, daran zu erklären. Zwei Ansichten sind es, die er erläutert, den Theil, wo die eigentliche Burg lag, und den Schloßhof, zu welchem der Zugang durch das Durchbrechen der Mauer gewonnen werden mußte. Diese Beschreibung paßt im ganzen und großen auf Greifenstein; denn dort haben sich die äußern Ringmauern, ein Theil des Hauptthurms auf dem Felsengipfel und seitwärts von diesem herablaufende mit einem Vorsprung

versehene Zingeln*) noch erhalten, ebenso der Schloßhof, wogegen der Thorthurm freilich auch eingestürzt ist, aber nicht den Schloßhof unzugänglich gemacht hat, auch keine Mauern zu durchbrechen, keine Gewölbe zu sprengen waren, um einen bequemen, aber versteckten Weg zu demselben zu eröffnen. Das letztere ergibt sich als eine äußerst glückliche, später wohlbenutzte Erfindung. Die Lage der kleinen Wohnung für den Maler und Wärter in einer Ecke ist nicht näher bestimmt; wir haben sie uns aber, wie bei ähnlichen Burgtrümmern, nahe beim Hauptthurme zu denken. Vortrefflich ist ausgeführt, wie die Mauern und der Fels des Hauptthurms seit hundertundfünfzig Jahren mit einem mächtigen Wald von Eichen, Fichten und Ahornbäumen überwachsen, wie die Wurzeln und die durch die Lücken der Mauern sich durchschlingenden Aeste hier dem Ganzen einen wunderlichen Charakter der Wildniß gegeben, wie selbst auf der Treppe zum Hauptthurme oben ein gewaltiger Ahorn sich erhebt und den Thurm überschattet, wie aber auf dem Schloßhofe selbst hohe Bäume aufgeschossen und durch die Galerien des Schlosses, durch die Fenster und Thüren der gewölbten Säle gedrungen sind.**) Der Oheim, der sich hier als liebevoller Freund der Kunst und Natur darstellt, unterläßt nicht, die Schönheit der Aussicht und den mächtigen Eindruck des Ganzen, dieser merkwürdigen Verbindung von „Altem und Neuem, Starrem, Unnachgiebigem, Unzerstörlichem und Frischem, Schmiegsamem, Unwiderstehlichem“, bezeichnend hervorzuheben, und auch das Verdienst des Zeichners dankbar zu wür-

---

*) Zwinger muß Druckfehler statt „Zingeln“ sein; denn der Zwinger ist drinnen. Vorher muß es „wüßte (statt wußte) zu sagen“ heißen.

**) Statt „durch Thüren durch und Fenster“ muß es doch heißen „durch Thüren und durch Fenster“. Vorher stand im ersten Druck „zu Wurzeln“ statt des später hergestellten „zu wurzeln“.

digen, dessen ausgeführte Bilder in ihrem Gartensaale eine Stelle finden sollen, um jeden zum Besuche dieser wunderbaren Trümmer zu reizen.*) In anderer Weise wird das Vorzeigen von Bildern in den Wanderjahren II, 7 benutzt. Zur Veranschaulichung der Oertlichkeit hat Goethe sich anderer Mittel in den Wahlverwandtschaften (I, 6 ff.) und in der Erzählung „Wer ist der Verräther" in den Wanderjahren (I, 8) bedient.

Jetzt meldet Honorio, daß alles zum Spazierritte bereit sei. Die lebhafte Fürstin möchte nun sogleich zur Stammburg hinanreiten, um das mit Augen zu schauen, dessen Bild sie so klar umrissen vor sich gesehen, dessen bedeutsamen Anblick Fürst Friedrich so wundersam geschildert hat, daß sie nicht recht an die Wirklichkeit glauben kann. Als dieser aber bemerkt, noch bleibe manches herzustellen, ehe die Burgtrümmer sich völlig in der auf den Bildern umrissenen Gestalt zeigten, will die Fürstin doch wenigstens bis an den Fuß der Burg hinanreiten, um von da einen weitern Blick in die Gegend zu thun. Der Dichter muß zu seinem Zwecke die Fürstin auch an der Menagerie vorüberreiten lassen, damit der Ausbruch des Tigers und des Löwen später nicht ganz unvorbereitet komme; dieser Umweg durch die Stadt wird aber glücklich durch den gleich am Anfang erwähnten Jahrmarkt begründet und durch den schon gestern angeregten Antheil der Fürstin daran. Lebhaft spricht die Fürstin Theilnahme und Verständniß der Wichtigkeit dieses Umtausches der Waaren gegeneinander aus. Der Fürst geht darauf mit der Bemerkung ein, gerade in dieser Jahres-

*) In den Worten „der nicht wünschte sich dort" ist „sich" entweder vor „nicht" zu stellen, oder ganz zu streichen. Möglich wäre es ja, daß statt „seine Betrachtungen anzustellen" ursprünglich ein anderer Ausdruck, zu welchem ein „sich" gehörte, gestanden, dieses „sich" aber bei der Aenderung sich durch Versehen erhalten hätte.

zeit, im Herbste, sei ein solcher Jahrmarkt von besonderer Wichtigkeit, da man sich dann für den Winter zu versorgen habe; man müsse dann mehr empfangen, als man gebe, für dasjenige, was man biete, etwas erhalten, das dem Anbietenden nützlicher sei, wozu er die national-ökonomische Bemerkung fügt: „Dies zu bewirken ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushalts, so wie der kleinsten häuslichen Wirthschaft." Das, was der Staat den Bürgern gibt, hat für diesen geringern Werth, als das, was er von den Bürgern einnimmt, ist diesen aber wichtiger, als was sie dafür entrichten, und ebenso ist es bei jeder Wirthschaft; das, was wir bekommen, muß uns dienlicher sein, als was wir dafür geben. Der Fürst bedient sich aber dieser freundlich zustimmenden Bemerkung in der Weise feiner Weltleute nur als Uebergang zur Ablehnung des Rittes über den Jahrmarkt, wobei der Dichter glücklich dem behaglichen alten Herrn die Schwäche leiht, daß er ihn die Erzählung einer schon oft von ihm vernommenen Geschichte wieder beginnen läßt, in welcher ihn die Fürstin unterbricht. So wird denn hier die Geschichte jenes schrecklichen Marktbrandes vom Dichter bloß angedeutet, deren ausführliche Schilderung weiter unten so wirkungsvoll verwandt werden soll.*) Man könnte glauben, Goethe hätte besser gethan, hier selbst die weitere Andeutung jenes Unglücks, von den Worten an „wie er sich nämlich" ganz wegzulassen, da der spätere Bericht dann noch wirksamer wäre, auch diese Ausführung hier nicht nöthig scheint. Die Fürstin eilt, indem sie das Gespräch abbricht, zum Schloßhofe, wo sie rasch das Pferd besteigt und gleich dadurch die Ent-

---

*) „Eine solche Güter- und Waarenbreite", nach dem bei Goethe besonders später überhand nehmenden Gebrauche des Abstraktums, wie es z. B. in Johanna Sebus (vom Jahre 1809) heißt: „Die Breite schwoll."

scheidung gibt, daß sie, ohne ein Wort zu äußern, zum Vorderthore nach der Stadt hinreitet. Der Fürst muß ihr nachgeben, wie ungern er auch über den für den Reitenden beschwerlichen und durch die Erinnerung an jenen Brand ihm widerwärtigen Jahrmarkt reitet; denn ihrer Anmuth konnte niemand widerstehn. Der Dichter benutzt die Gelegenheit, auch Honorios Neigung zu der schönen Gebieterin hervorzuheben, deren Dienst ihn sogar die Jagd, nach der sein frischer, kühner Muth so sehr verlangt hatte, vergessen läßt. Wenn der Dichter wie man wohl angenommen, eine leidenschaftliche, unwiderstehliche Liebe Honorios, durch die er unglücklich wird, vorausgesetzt hätte, so mußte er dies hier andeuten. Daß auch ein Reitknecht sie begleitet, wird übergangen.

Wenn die Fürstin Oheim Friedrich gegenüber ihren Willen durch rasche Entscheidung durchgesetzt hat, so erheitert sie dagegen dessen Unmuth*), als sie wirklich auf dem Markte häufig aufgehalten werden, durch geistreiche Bemerkungen. Ja heute, wo wirklich der erste Jahrmarktstag ist (da gestern erst die Waaren angekommen waren und die Buden eingrichtet worden), werden sie viel mehr, als gestern, aufgehalten, da alle die schöne Fürstin zu sehn wünschen, die sich so frei unter sie mische. Sie wiederhole ihre gestrige Lection, bemerkt sie (gestern hatte ihr Gemahl sie hier auf so manches aufmerksam gemacht), da die Nothwendigkeit, wegen des großen Andranges des Publikums um sie stille zu stehen, ihre Geduld auf eine harte Probe stelle. Eine andere Bemerkung der auf die aus so verschiedenen Gegenden zusammen-

---

*) „Die schöne Liebenswürdige", eine etwas auffallende Verbindung, wie in den Wanderjahren „die Schöne-Gute" oder „die Gute-Schöne", „die sinnige Gute", „die Merkwürdige".

gekommenen Verkäufer und Käufer gerichteten Fürstin bezieht sich auf die Verschwendung an Tuch, Leinwand und Band*), die alle diese hier zusammenkommenden Männer und Frauen, seien es Hoch- oder Flachländer oder Bewohner kleiner Städte an ihrem Sonntagsputz zeigen, doch gibt sie Oheim Friedrich recht, daß man das Vergnügen, seinen Ueberfluß auf den Putz zu verwenden, dem Menschen lassen müsse. Der Jahrmarkt, den Goethe so geschickt verwendet, um des Fürsten und der Fürstin Theilnahme am materiellen Glücke ihrer Unterthanen zu bezeichnen, ist eigentlich nur der Menagerie wegen erfunden, deren Brettergebäude am Ende der kleinen Buden und Kramstände aufgeschlagen ist. Goethe hatte solche gar oft in seiner Vaterstadt, zu Leipzig und auch in Weimar gesehen. Daß er mit Absicht hier den Löwen seine Stimme erheben läßt, um dessen fürchterliche Wildheit anzudeuten. hörten wir oben von Goethe selbst. Vgl. 20. Veranlaßt wird das Brüllen dadurch, daß es gerade die Fütterungsstunde ist. Daß die Pferde schaudern, als sie die Stimme des Löwen vernehmen, ist ein naturgeschichtlicher Zug. Vor seinem hohlen Gebrüll fliehen alle Thiere entsetzt, ja in Wald und Wüste empfinden sie seine Nähe schon durch den Geruch, wo sie denn in Todesangst gerathen. Wenn es hier heißt, man habe der Bemerkung nicht entgehn können*), wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde sich so furchtbar verkündige, so ist das freilich ein gezwungener Ausdruck des Gedankens, dieses

---

*) Brauschig findet sich nur hier, von Brausche, das im gewöhnlichen Gebrauche nur von einer Beule steht, woher bei Tieck „aufgebrauscht" (fett, angeschwollen). Statt pausig ist die gewöhnliche Form „bausig", aber Goethe sagt auch Pausback, aufpausen statt Bausback, aufbausen.

**) Ganz eigenthümlicher Ausdruck statt es habe ihnen die Bemerkung nicht entgehn können. Gleich darauf steht „dürfen" im Sinne von „können".

furchtbare Gebrüll nehme sich im friedlich ruhigen Bürgerleben gar fremdartig aus. Wenn der Löwe seine Furchtbarkeit weithin durch seine Stimme verkündet, so suchten die vom Menageriebesitzer nach gewohnter Weise ausgehängten, durch ihre Größe und Buntheit anziehenden Gemälde die Schaulust der Vorübergehenden zu reizen. Hier sah man vor allen den Tiger in seiner Fürchterlichkeit und den Löwen in seiner ernsten Majestät dargestellt. Der Tiger ist als das blutdürstigste und grausamste Thier bekannt, das Thieren und Menschen auflauert, mit Wuth auf sie losspringt und seine Tatzen in ihren Nacken schlägt; der Löwe dagegen wirft sich nur, wenn er Hunger hat, auf Thiere und Menschen. Die Menageriebesitzer pflegen eben auf ihren Gemälden der Grausamkeit des Tigers die Majestät des Löwen in möglichst drastischer Gestalt entgegenzustellen. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch die Darstellung der ernsthaften Majestät des Löwen, der keine Beute seiner würdig zu achten scheint, die Furchtbarkeit desselben, die durch den eingefügten Zug seines Brüllens hervorgehoben werden sollte, etwas geschwächt wird. Vielleicht hätte dieser schwächende Eindruck durch irgend eine Bemerkung über die Wuth des gereizten oder hungrigen Löwen gehoben werden können. Der Dichter läßt statt dessen die Fürstin selbst vom Verlangen ergriffen werden, später, da sie sich jetzt in ihrem Spazierritte nicht stören lassen will, bei den Leuten einzutreten und die seltenen Gäste näher zu betrachten, was jedenfalls besser ist, als wenn er, wie er nach Vollendung der Novelle beabsichtigte, die Leute selbst hätte erscheinen und die Herrschaften zum Eintritte einladen lassen; freilich bleibt es etwas auffallend, daß hier keiner von den Leuten des Menageriebesitzers sich sehn läßt. Der Fürst leitet das Verlangen, solche grause Raubthiere zu sehn, von dem Triebe des Menschen her, sich durch die Einbildung von fürchterlichen Dingen

einschüchtern zu lassen, um dann hinterher die behagliche Sicherheit dessen angenehmer zu empfinden — eine freilich etwas einseitige Ansicht der Dinge, die aber dem Charakter des alles Schreckliche scheuenden, in anmuthig friedlichem Genusse sich behagenden Fürsten ganz gemäß ist, der freilich dabei nicht beachtet, daß seine Deutung auch die Fürstin treffen würde, die ja eben den Wunsch geäußert hat, die „seltenen Gäste" auch zu sehn. Oder sollen wir meinen, eben dadurch, daß er es der Fürstin gegenüber sage, zeige er, daß er sie nicht dabei im Sinne habe, so fällt es doch auf, daß diese Worte gerade die Antwort bilden auf den von dieser ausgesprochenen Wunsch. Ein Uebergangswort auf die eigentlich durch das Bild des Tigers angeregte Betrachtung wäre wohl an der Stelle gewesen.

Nachdem auf diese Weise die Menagerie, aus welcher die beiden wilden Thiere ausbrechen sollen, glücklich eingeleitet ist, läßt der Dichter die Fürstin mit ihren Begleitern auf den Höhepunkt gelangen, von welchem sie zu ihrem Entsetzen den in der Stadt entstandenen Brand bemerken sollen. Daß der Weg bis zu dem freiern Standpunkt, wo sie das alte Schloß noch in bedeutender Entfernung über sich hervorragen sehen, im ganzen dem Wege von Rudolstadt nach dem Greifenstein entspricht, ward schon oben bemerkt; die Beschreibung zeichnet sich durch Anschaulichung und Anmuth der leicht fließenden Darstellung aus.*) Von diesem schönen Aussichtspunkte aus reiten sie eine „steinige breite Fläche

*) Die Bezeichnung, daß das alte Schloß der „Zielpunkt ihrer Wallfahrt" sei, sähe man hier gern gestrichen; wollten sie ja nur bis zum Fuße desselben gelangen. Auch könnte man es anstößig finden, daß, statt der Bemerkung, sie hätten sich nicht enthalten können, sich umzudrehn, um rückwärts zu schauen, der allgemeine Satz steht: „denn niemals gelangte man hierher, ohne sich umzukehren."

hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein „grüngekrönter (mit reicher Waldung versehener) Gipfel“ entgegentrat, an dessen Fuß tief unten wenige alte Bäume stehen, wie es auch beim Greifenstein der Fall ist. Die „steinige breite Fläche“ ist wohl die oben erwähnte „öde steinige Fläche“, über welche der Jagdzug hinwegging. Sie reiten durch die Waldung, bis sie unten zum Fuße der Ruine kommen, wo eben die steilste, unzugänglichste Seite der Felsen ist, auf welchen die alte Stammburg steht. Die Felsen thürmten sich hier seit der Urzeit empor, zwischen ihnen aber lagen größere und kleinere Felsstücke, die im Laufe der Zeit herabgestürzt waren. Vgl. unten die Rede des Menageriebesitzers. Die Schwierigkeit, diese jähen Felsen zu besteigen, hält die jugendlich lebhafte Fürstin nicht ab, die doch noch gern, wenn sie auch heute nicht zu den Ruinen gelangen soll, einen höhern Aussichtspunkt erreichen möchte. Honorio ist gleich bereit, und auch der behagliche Oheim will nicht zurückstehn, sich nicht schwach oder gemächlich zeigen. So entscheidet man sich denn, nach einem vorstehenden Felsen, auf dessen mächtiger Platte man gemächlich stehn und die Aussicht genießen könne, emporzuklettern. Die sich hier öffnende Aussicht war trotz der Höhe noch eine sehr malerische. Wir erhalten hier die glücklich aus der Erwähnung der Beleuchtung sich ergebende Zeitbestimmung, daß es fast Mittag gewesen. Auch der Charakter des Landes dies- und jenseit des Flusses tritt hervor. Diesseit steigt das Land bergartig ab*), so daß hier und dort einzelne Punkte terrassenmäßig hervortreten (die höhern Berggipfel liegen rückwärts), auf der andern Seite „gleitet“ das flache Land, wie es vom Flusse ab zu geschehn pflegt, langsam

*) In „das bergartig terrassenweis unterbrochene“ (Land) muß nach „bergartig“ das Wort „absteigende“, „abfallende“ oder ein ähnliches ausgefallen sein.

aufwärts und bildet nur zuweilen einzelne mäßige Höhen. Das Streiten über die Zahl der Ortschaften, welche man von hieraus sehn könne, nahm Goethe von manchen viel berufenen Aussichten her. Der Mittagsschlaf des Pan, mit welchem die ganze Natur ausruht (der Hirt darf um diese Zeit nicht auf der Pfeife spielen) ist aus Theokrit (I, 15 ff.), weiter von Goethe ausgeführt im Mummenschanz des Faust. Was der Fürstin, wie schon so oft bei solchen heiter ruhigen Aussichtspunkten, auffällt, ist der Gegensatz der so reinlichen (nichts Entstellendes zeigenden) und friedlichen (ganz ruhigen, von keinem Widerspruch beunruhigten) Natur mit der leidenschaftlich bewegten Menschenwelt, wobei Goethe etwa Schillers letztes Chorlied in der Braut von Messina vorschweben könnte, welches mit dem Preise der reinen Lüfte auf den Bergen und der gegensätzlichen Bemerkung schließt, die Welt sei überall vollkommen, wohin der Mensch mit seiner Qual nicht komme.

Die Bemerkung der Fürstin, daß in der Menschenwelt immer Kampf, Streit und Mißstände herrschen, erhält eine schreckliche Bestätigung durch das gräßliche Unglück, dessen erste Zeichen Honorio durch das Fernrohr erkennt, das er nach der Stadt hingerichtet gehalten hatte. Wenn es weiter heißt: „Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch; die Flamme dämpfte der Tag," so wird dabei die ausdrückliche Erwähnung übergangen, daß nacheinander auch der Fürst und die Fürstin durch das Fernrohr sehen. Bei den Worten: „Das Feuer greift weiter um sich! rief man, immer durch die Gläser schauend", haben wir wohl nur an Honorio und den Fürsten zu denken. Die Flamme wird zuerst von Honorio, dann auch vom Fürsten durch das Fernrohr gesehen. Freilich wäre hier eine genauere Bezeichnung wünschenswerth gewesen. Daß die Fürstin, deren Augen besonders gut

sind, erst zuletzt durch das Fernrohr sieht (denn dies haben wir uns zu denken) und nun auch mit bloßem Auge die Flamme bemerkt, ist ein ganz natürlicher Zug; denn der, welcher gute Augen hat, nimmt am wenigsten zu einem Fernrohr seine Zuflucht. Jetzt sehen alle von Zeit zu Zeit die rothe Flamme emporwirbeln und den Dampf darauf sich erheben. Der Fürst mahnt nun sogleich zur Rückkehr, da er das Traurigste fürchtet; hatte ihm ja schon auf dem Wege immer ein solcher Jahrmarktsbrand geahnt, wie er ihn vor Zeiten erlebt. Das Herabklettern wird nicht weiter beschrieben, da dieses jetzt bei der großen innern Erregung aller Personen ganz nebensächlich ist. Die Fürstin bittet nun den Oheim, möglichst rasch zur Stadt zu reiten, wo seine Hülfe nöthig sei. Goethe wußte durch Erfahrung, wie förderlich das Eingreifen eines Höhern in solchen Fällen sei. Sein Herzog war stets an die Brandstätte geeilt, um mit Rath und That beizustehn, und der Dichter selbst hatte in solchen Fällen, wo er immer Hand anlegte und nicht wich, bis der Brand zu Ende war, die Bemerkung gemacht, was eine umsichtige Leitung hier vermöge. Der Fürstin Besorgniß für den alten Herrn läßt es nicht zu, daß er ohne den hier zuerst erwähnten Reitknecht sich zurückbegebe. Das Wegreiten des fürstlichen Oheims wird so kurz als möglich abgethan, nur hebt der Dichter dabei hervor, daß er zunächst einen „wüsten steinigen Hang“ hinunterreiten mußte; es ist dieselbe „steinige breite Fläche“, die sie hinangeritten waren.

So ist der Fürst mit dem Reitknecht glücklich entfernt, und die Fürstin mit Honorio in der schrecklichen Gefahr, die sie sofort erleben soll, ganz allein. Dieser bittet die Fürstin, nur langsam auf diesem bösen Boden (dem „wüsten steinigen Hange“), den er näher als durch kleine Steine und kurzes Gras unsicher beschreibt, hinzureiten, wobei man nur noch eine Andeutung wünschte, daß

es abwärts geht. Honorio begründet aber die Bitte, langsam zu reiten, nicht allein durch die Gefahr, sondern auch durch die Hindeutung auf die guten Löschanstalten in der Stadt und auf dem Schlosse, die vereinigt bald des Brandes Meister werden dürften. Ja zuletzt spricht er die Erwartung aus, daß das Feuer schon gelöscht sein werde, wann sie zur Stadt zurückkehrten. Natürlich möchte er die Fürstin gern beruhigt wissen und den günstigen Augenblick, der ihn mit ihr allein läßt, möglichst verlängern; liegt ihm doch schon die Bitte im Sinne, die er später, durch ein wunderbares Ereigniß dazu ermuthigt, zu thun wagt. Aber die Fürstin, die treue Landesmutter, die innigsten Antheil an diesem Unglück so vieler nimmt, dessen Ausdehnung das Allerschlimmste fürchten läßt, kann sich um so weniger beruhigen, als sie den Rauch sich verbreiten sieht und sogar eine Explosion zu vernehmen glaubt, was keine Täuschung ihrer aufgeregten Einbildungskraft, sondern, wie wir später vernehmen, wirklich erfolgt ist. Hier nun tritt der Dichter mit einer lebhaften Schilderung jenes vom Fürsten oft erzählten Brandes ein, dessen Bilder in der Seele der Fürstin quälend aufstiegen. Er schildert zunächst den Anblick, den der gerade in Brand gerathene Jahrmarkt und die Häuser des Marktplatzes dem eben entsetzt aus dem Schlafe erwachten Fürsten darbot, der in einem Gasthause am Markte eingekehrt war. Das Fliegen der brennenden Leinwandfetzen durch die Luft veranschaulicht er durch den Vergleich, „als wenn die bösen Geister in ihrem Elemente um- und umgestaltet sich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluten wieder auftauchen wollten". Das Element der bösen Geister ist das Feuer; die verschiedenen Gestalten der Fetzen schienen Verwandlungen der bösen Geister, die muthwillig tanzen, bis sie sich selbst aufzehren, dann aber, wenn sie schon aufgezehrt scheinen, sich wieder von neuem

erheben. So trieb die Flamme immer neue glühend sich verzehrende Fetzen in die Luft. Von der Beschreibung der Glut geht der Dichter mit „dann aber" zu den in und bei ihren Buden erwachten Verkäufern über, wobei er jene einmal als Laden, dann als leichte Hütten bezeichnet, wodurch sich das Bild derselben veranschaulicht. Wir sehen zunächst, wie Diener und Herren sich bemühen, die Ballen und auffliegenden Waaren zu retten und in Kisten fortzuschaffen, die aber selbst dann gar bald vom Feuer ereilt werden. Andere, deren Buden noch nicht ergriffen waren, wußten vor Angst und Schrecken nicht, was sie thun sollten, sahen aber dann auch ihre Buden schon an der einen Seite ergriffen, während die andere noch ganz im Dunkel lag. Diesen Unschlüssigen werden die mit Geistesgegenwart und Willensstärke begabten Leute entgegengestellt, die dem wilden Elemente trotzten und mit Einbuße ihrer Augenbraunen und Haare retteten, was irgend zu retten war, wobei freilich die Art, wie sie das Gerettete fortbrachten, nicht ausgeführt ist.

Besorgte Theilnahme an dem schrecklichen, lebhaft vergegenwärtigten Unglücke hatte sich der ganzen Seele der Fürstin bemächtigt, so daß Geist und Auge ihr verdüstert waren, Wald und Wiese, statt erheiternd und erfrischend, ihr bänglich erschien, auch die labende Kühle des „friedlichen Thales", des früher erwähnten aufwärts leitenden, von einer reich herabströmenden Quelle bewässerten Wiesenthales, da sie in dasselbe einritt, von ihr unbeachtet blieb, als sie unten im Gebüsche entsetzt bei ihrer schon so tief erregten Seele den schrecklichen Tiger auf sie heranspringen sah. Honorio ruft ihr rasch zu, sie möge fliehen, da er den Tiger sofort zu tödten hofft. Kein anderer Ausweg bleibt ihr, als den Berg hinauf mit rasch umgewandtem Pferde zu sprengen. Honorio, der weiß, daß er den Tiger nur von der Seite tödten

kann, eilt dem gräßlichen Raubthiere nach und schießt, sobald er sich ihm nahe glaubt, mit der bereit gehaltenen Pistole. Aber leider fehlt er, und dieser Fehlschuß treibt den Tiger nur zu raschern Laufe; denn hart verfolgte Tiger fliehen feige. Die Fürstin treibt (Honorios Fehlschuß hatte sie vernommen, auch hatte dieser, ihr wohl wieder ängstlich zugerufen, weiter zu fliehen) mit aller Gewalt das Pferd, ohne zu beachten, daß ihr Leibpferd ein zartes, solcher Anstrengung ungewohntes Thier ist, bis dies endlich auf der uns bereits bekannten „steilen, steinigen Strecke*)“, deren Schlüpfrigkeit schon oben bezeichnet ist, erst ein paarmal anstößt, dann erschöpft niederstürzt. Ihre entschlossene Geistesgegenwart verläßt sie auch in dieser Noth nicht; rasch erhebt sie sich wieder, auch das Pferd richtet sich auf, aber in Folge des Aufenthaltes war der Tiger ihr jetzt nahe gekommen, ehe sie das Pferd wieder besteigen konnte; freilich schien dieser selbst nur mit Anstrengung fortzukommen, aber weil Honorio, wenn der Tiger eilig vor ihm herflog, immer gleich hinter ihm her war, wenn er in mäßigerer Geschwindigkeit sich bewegte, neben ihm herritt, strengte er sich an. Als beide endlich zu gleicher Zeit an dem Orte ankommen, faßt sich Honorio in diesem letzten Augenblicke der Rettung und feuert mit der zweiten Pistole, indem er sich vom Pferde herabbiegt, auf den Kopf des Ungeheuers, das, durch den Kopf geschossen, sogleich niederstürzt, ohne eine Spur von seiner fürchterlichen Gewalt zu zeigen. Der glückliche Sieger steigt sofort herab und kniet auf dem Tiger nieder, damit dieser sich nicht etwa noch beim Verenden bewegen möge, und er ihm, wenn er sich zu erheben versuchen

---

*) „Strecke“ möchte man auch früher lieber als das an zwei Stellen sich findende „Fläche“ lesen.

sollte, mit dem gezogenen Hirschfänger den Rest gebe.*) Der Dichter kann nicht umhin bei dieser Gelegenheit der Schönheit Honorios zu gedenken, doch wünschte man statt des einfachen „Der Jüngling war schön" das Bild des als Sieger auf dem Unthier knieenden Hofjunkers etwas näher bezeichnet, und dafür die folgende, nicht glücklich angeknüpfte und auch zu spät kommende Erwähnung der Art, wie er herangesprengt war und den Tiger sicher getroffen hatte, ganz weggelassen. Aber die ganze Stelle muß ohne Zweifel nicht hier, sondern vor den Worten „Der Ritter beugte sich herab" stehn. Der Dichter wollte bezeichnen, daß die Fürstin ihn so feurig muthig heransprengen, mit so sicherer Entschlossenheit sein Ziel habe ins Auge fassen sehen, wie sie es an ihm beim Lanzen- und Ringelspiel auf der Reitbahn gewohnt gewesen.**) Irren wir nicht, so haben wir hier einen spätern, an

*) Als Eckermann gegen Goethe äußerte, die Situation, wo Honorio der Fürstin gegenüber am todt ausgestreckten Tiger stehe, die klagende, weinende Frau mit dem Knaben herzugekommmen sei und auch der Fürst mit dem Jagdgefolge zu der seltsamen Gruppe so eben herbeieile, müsse gemalt ein treffliches Bild sein, meinte Goethe, der Gegenstand wäre fast zu reich und der Figuren zu viele, so daß die Gruppirung der Figuren und die Vertheilung von Licht und Schatten dem Maler sehr schwer werden würde, dagegen habe er sich wohl den frühern Augenblick, wo Honorio auf dem Tiger kniee, die Fürstin am Pferde gegenüberstehe, als Bild gedacht, und er billigte schweigend Eckermanns Bemerkung, das sei der Kern der ganzen Situation. Man darf aber diese Situation nicht mit der Novelle verwechseln, und daraus schließen, Goethe habe diese Szene als Hauptpunkt des Ganzen bezeichnet.

**) Von den hier genannten Reiterstücken war Goethe auf der Reitbahn zu Weimar wohl selbst mehrmals Zeuge gewesen, da man sich dort an solchen Uebungen häufig belustigte, auch am Lanzen- und Ringelspiel. Das letzte Turnier in Thüringen war gerade auf dem rudolstädter Schloßhofe vom Fürsten Ludwig Friedrich am 26. August 1793 (Goethe war kurz vorher vom Rheine zurückgekehrt) gehalten worden.

falscher Stelle vom Dichter eingeschobenen Zusatz, auf dessen Ungehörigkeit er leider nicht aufmerksam gemacht wurde, wie es Eckermann hätte thun sollen, wenn er anders ihn an dieser Stelle las. Neben der Gewandtheit wird auch das Glück Honorios hervorgehoben, der früher eben nur aus Ungeduld gefehlt hatte, weil er geschossen, ehe er nahe genug war.

Die Fürstin, um ihren ritterlichen schönen Retter ängstlich besorgt, bittet ihn dem Thiere gleich den Rest zu geben, damit dessen Krallen ihn nicht noch im Verenden verletzen möchten; dieser aber fürchtet nichts, da er fühlt, daß es mit dem Tiger zu Ende ist, und nicht unnöthig möchte er das Fell desselben verletzen, das er schon im nächsten Winter am Schlitten der Fürstin als Trophäe seines Sieges prangen sieht; denn seine Ehrsucht fühlt sich durch den Gedanken süß geschmeichelt, als Retter der Fürstin gepriesen zu werden, deren Zuneigung das schönste Ziel seiner Wünsche ist. Ganz andere Gefühle bewegen die Seele der Fürstin; ihr weiches Herz empfindet den frömmsten Dank gegen den Himmel für ihre Rettung. Auch Honorio will nie frömmer gestimmt gewesen sein*), aber was er für Frömmigkeit hält, ist nur der Genuß seines beseligenden Glückes; in der vollen Befriedigung seiner beruhigten Seele denkt er nur an das, was ihm zur höchsten Freude gereicht, er sieht das Fell des Unthiers, durch dessen Erlegung er die Fürstin gerettet, diese auf der winterlichen Lustfahrt begleiten. Aber die Fürstin lehnt einen solchen Schmuck ab, da das Fell sie immer an den ihr von dem Tiger drohenden schrecklichen Tod erinnern würde; doch Honorio meint in seiner ritterlichen Weise, dieses Fell sei doch eine unschuldigere Trophäe als die Waffen erschlagener Feinde. Wenn Honorio dies „mit glühender Wange“

*) Statt „nicht frömmer“ muß es „nie frömmer“ heißen.

spricht, so regt ihn die Zurückweisung seiner leidenschaftlichen Hoffnung auf, und es schmerzt ihn, daß der Fürstin die Erinnerung an ihre Rettung gerade durch die Vorstellung der schrecklichen Gefahr, welcher sie entronnen ist, verbittert wird. Sie sucht seine verletzte Ehrsucht durch die Bemerkung zu beruhigen, das Tigerfell werde sie immer an seine Kühnheit und Gewandtheit erinnern, wozu sie die Versicherung fügt, daß er ewig auf ihren Dank und die Gnade des Fürsten rechnen dürfe. Aber ihrer Mahnung, er möge aufstehn, da er auf dem todten Thiere nicht mehr zu knieen brauche, und sie das Nächste bedenken müßten, will er nicht eher Folge leisten, bis die Gewährung einer Bitte ihn ihrer Gunst und Gnade versichere. Es handelt sich um einen Wunsch, den er lange gehegt und schon mehrfach vergebens dem Fürsten geäußert, um den Urlaub zu einer weitern Reise, welchen der Fürst ihm als seinem Hofjunker ertheilen muß. Freilich hatte er vorgehabt, heute die Vermittlung der Fürstin zu erbitten, aber jetzt wagt er einen Grund hinzuzufügen, welcher auf seiner Neigung gegen die Fürstin selbst beruht; er fühlt sich ihrer Gesellschaft unwerth, weil er die Welt zu wenig gesehen habe, um das Glück ihrer Unterhaltung zu verdienen. Muß er doch den bei der fürstlichen Tafel sich einfindenden Fremden so ungebildet, ja unverständig erscheinen, wenn er bei der Erzählung von fernen Städten und Gegenden gestehn soll, daß er nie daselbst gewesen, sie nicht aus eigener Anschauung kenne. Honorio spricht hiermit ohne allen Zweifel seine Herzensmeinung aus. Von einer leidenschaftlichen Liebesglut, die ihn drängte, von dannen zu kommen, weil es ihm unmöglich ist, von dem Besitze eines solchen Glückes, wie es ihm die Fürstin bieten würde, sich ausgeschlossen zu sehn, ist nicht im geringsten die Rede; seine Ehrsucht möchte sich nur der ganzen Neigung der Fürstin würdig machen, sich als ihren vor allen aus-

gezeichneten, ja ihr nothwendigen Diener anerkannt sehn. Von einer glühenden, ihren Besitz ersehnenden Liebe, von einer „unbändigen" Leidenschaft, die man hier hat sehn wollen, ist er eben so frei wie Goethe in seinem Verhältnisse zur Herzogin Luise, in die er doch in gewisser Weise verliebt war, ja man kann sagen, daß Honorio, insofern er den Wunsch hegt, der Fürstin zu gefallen, ein Abbild Goethes selbst ist, dessen höchste Freude es war, wenn jene ihn als ihren bevorzugten Diener anerkannte, was ihm in der ersten Zeit bei aller ihr gewidmeten Liebe selten gelang, mehr später, als das Verhältniß zu Frau von Stein sich gelöst hatte, die sehr eifersüchtig war, als die Herzogin in seiner Begleitung nach Aschersleben zum Besuche des Herzogs fuhr. Die Fürstin lehnt es ab, ihre Vermittlung bei ihrem Gatten einzulegen, weil sie nichts bitten möchte, was gegen dessen Ueberzeugung sei, meint aber auch, es bedürfe ihrer Vermittlung gar nicht, da der Grund, welcher bisher den Fürsten zurückgehalten habe, auf seine Bitte einzugehn, durch die heutige mannhafte That gehoben sei. Auf den Grund, welchen Honorio für seinen Wunsch angegeben hat, geht sie gar nicht ein, da sie durch kein bezügliches Wort seine Neigung zu ihr entflammen möchte. Ihre bei aller Anerkennung seiner That sich nicht verleugnende fast kalte Ruhe schmerzt diesen tief, da die Neigung der Fürstin, die er durch seine Rettung im vollsten Maße erlangt zu haben hoffte, sein höchster Wunsch ist, diese aber ihm gerade das ersehnte Pfand derselben versagt. Freilich ahnt sie nicht, wie tief sie ihn dadurch betrübe, daß sie sein Verhältniß nur als ein dienstliches aufgefaßt hatte. Hätte sie eine tiefere Neigung geahnt, so würde sie wohl einen innigern Ton bei ihrer Ablehnung angeschlagen haben, um ihn nicht zu tief zu verletzen, oder es würde von Seiten des Dichters eine Hindeutung, daß sie absichtlich kalt erwiedere, nicht gefehlt haben.

Honorios Verletzung wird dem Leser durch die Trauer verrathen, welche, statt der Freude, wie sie besonders in jugendlichen Gesichtern sich lebhaft verräth, über Honorios Gesicht zog, trotz der von ihr ausgesprochenen Gewißheit, der Fürst werde ihm den verlangten Urlaub jetzt gern ertheilen.

In scharfen Gegensatz zu der Freude über die Niederstreckung des Unthiers tritt der leidenschaftliche Schmerz der eben hastig mit ihrem Knaben den Berg heraufeilenden Frau des Menageriebesitzers, deren Ankunft das Gespräch zwischen der Fürstin und Honorio zu rechter Zeit unterbricht. Sie wirft sich über den todten Tiger, von dem Honorio, eben da er sie gewahrt hatte, sich besinnend aufgestanden war, mit Geschrei und Geheul her, der Knabe aber, dessen schwarze Augen und Locken nebst der in der Hand gehaltenen Flöte gleich hervorgehoben werden, während die Frau ohne weiteres eingeführt und nur auf besondere Veranlassung ihre wenn auch reinlich anständige, doch bunte und seltsame Kleidung kurz erwähnt wird, kniet herzlich weinend, tief gerührt neben ihr auf dem Tiger nieder. Die bunte und seltsame Kleidung dient hier zur Bezeichnung der weit hergekommenen Menageriebesitzer, die auf ihren Reisen in Deutschland die deutsche Sprache angelernt haben; woher sie gekommen, deutet der Dichter nicht an, er gibt ihnen aber einen morgenländischen Charakter. Erst nach langem Geheul der über den Tod des Tigers ganz untröstlichen Frau ergießt sich ihre Klage stoßweise in Worte, die bei aller Abgebrochenheit und Kürze doch durch die Kraft natürlicher Beredtsamkeit rührend zum Herzen sprechen. Die Mundart war eine ganz eigenthümliche, die eben dem einfachen Naturtone entsprach.*)

*) In den Worten: „Vergebens würde man sie in unsern Mundarten übersetzen wollen, den ohngefähren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen" ist nach

Zuerst bejammert sie den Armen, den sie ohne Noth ermordet, da er zahm gewesen und gern sich ruhig irgendwo niedergelassen hätte, wenn man ihn in Ruhe gelassen, weil ihn seine Fußballen geschmerzt, und seine Krallen gelitten, die wegen des Mangels an Wärme nicht mehr heilen konnten. Hiermit tritt die Heldenthat Honorios gleich in ein anderes Licht. Hätte er nicht auf den Tiger geschossen und ihn verfolgt, so würde dieser nicht der Fürstin nachgerannt sein, wobei wir uns gleich erinnern, daß wir oben hörten, wie schwer es dem Tiger geworden, den Berg hinaufzuspringen. Freilich hieß es früher, er sei heranspringend der Fürstin entgegengekommen, aber eben das Herabreiten der Fürstin und Honorios hatte ihn aufgeschreckt, und er würde sich anderswo niedergelassen haben, wäre er von Honorio nicht verfolgt worden, und er hätte dann die Fürstin nicht der drohenden Gefahr ausgesetzt. Aber dieser fürchtete eben das Entsetzlichste von der Wuth des gegen die Fürstin anspringenden Tigers, und er nahm an, er werde auch der Fliehenden folgen, die er unmöglich allein ihrem Schicksal überlassen konnte, da er den Zustand des Tigers nicht kannte, ja er hätte auch, wenn die Leute ihm denselben mitgetheilt, doch nicht auf das Ungewiße hin ihn unverfolgt lassen können. An die Klage um seinen Tod schließt sich, wie in den Klageliedern der Frauen am Schlusse der Ilias um Hektor, die Ausführung an, wie viel sie an ihm verloren haben. Dieser Tiger war ihr Stolz (er war der schönste seines Geschlechts, und so liegt er noch vor ihnen, ein wahrhaft königliches Thier, wobei die Bezeichnung des Königstigers vorschwebt) und ihre Wonne (der Tiger zeigt in der Gefangenschaft eine gewisse Anhänglichkeit, die

---

„Inhalt" offenbar „mitzutheilen", „anzugeben" oder ein ähnliches Zeitwort ausgefallen.

hier mit fast zärtlichem Gefühl geschildert wird); er war so lange ihr treuer Begleiter, der besonders zu ihrem Unterhalte beitrug, da er nebst dem Löwen das anziehendste Stück der Menagerie war. Wenn sich die Frau hier einer Anspielung auf das Räthsel Simsons (Richter 14, 14) bedient: „Speise ging von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken," das auf den von Simson bezwungenen Löwen sich bezieht, in dessen Aas dieser nach einigen Tagen einen Bienenschwarm und Honig fand, so ist dies nur eine ganz dem morgenländischen Tone, den Goethe die Frau, den Knaben und den Mann anschlagen läßt, ganz gemäße biblische Anspielung.*) Die Frau schließt mit der Klage, daß sie ihren Unterhalt jetzt verloren haben.

Alles entwickelt sich in unserer Novelle Schlag auf Schlag. So hat denn auch die Frau noch nicht ausgesprochen, als man schon oben auf der mittlern Höhe des Gebirges den Schloßberg herab Reiter heransprengen sieht, den Fürsten voran, der, da er in den hintern Gebirgen, wo die Jagd stattfand, Brandwolken hatte aufsteigen sehen, im Eilritte die Rückkehr auf dem kürzesten Wege angetreten hatte. Als sie nun auf die uns wohl bekannte „steinige Blöße"**) kommen, staunen sie vor dem seltsamen Anblick, worauf mit wenigen Worten, wohl von Honorio, das Geschehene erläutert wird. Selbst der Fürst, welcher mit den Reitern und den zu Fuße ihn zur Jagd Begleitenden in einem Kreise

*) Göschel sieht in dem biblischen Räthsel, das von dem glücklichsten Humor mit bedeutsamer Ironie in Szene gesetzt sei, den Gedanken, daß auch das Böse zum Guten, auch das Wildeste und Ungeheure in der Natur zur süßen Labung und Erquickung dienen müsse.

**) Sie hieß früher eine „öde, steinige Fläche", „eine steinige, breite Fläche", „die steile, steinige Fläche". „Blösse" im Gegensatze zu dem von Wald und Gesträuch bedeckten Theile des Berges.

um die Gruppe steht, ist so erstaunt, das er nicht einmal der Rettung der Gattin in einer lebhaften Umarmung Ausdruck gibt, was man doch gern gesehen hätte. Ueberhaupt herrscht in der ganzen Stelle „Nach dem ersten Erkennen — war der Fürst beschäftigt" eine gewisse Trockenheit, Mattigkeit und Gezwungenheit, die durch eine etwas weitere Ausführung vermieden worden sein würde. Der Fürst ist eben mit den zu treffenden Anordnungen beschäftigt, als auch der Menageriebesitzer selbst von unten kommt. Die Veranstaltungen hätte man bestimmter angedeutet gewünscht, und vor allem, daß der Fürst ein Wort an die arme Frau gerichtet, allein noch besser wäre es, wenn überhaupt zu dem Treffen von Ordnung keine Zeit gewesen, sondern der Mann sofort herzugeeilt wäre. Vielleicht sind auch die leicht auszuscheidenden Worte: „Unschlüssig — war der Fürst beschäftigt," nur ein späterer Zusatz des Dichters, und man könnte, wenn man einmal vermuthen darf, auch meinen für „sich in den Kreis drängte" habe ursprünglich ein bezeichnenderes „von unten heraneilte" gestanden, das nur geändert worden sei, um an den erwähnten, durch den Zusatz etwas weiter entfernten Kreis zu erinnern. Anschaulich tritt das Bild des Besitzers der Menagerie in der kurzen Bezeichnung „ein Mann, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind", uns vor Augen. Daß auch er beim Anblicke des Getödteten seinen Schmerz nicht zurückhält und Frau und Kind wieder einstimmen, da in ihnen die Klage des Mannes den Schmerz von neuem erregt, wie schon die Ankunft einer Person, die mit uns denselben Verlust erlitten hat, diesen von neuem uns empfinden läßt, ist ganz natürlich, aber der Ausdruck: „Und nun gab die ganze Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen", ist nicht ohne Anstoß; auch er sollte sich, von Schmerz überwältigt, auf den Tiger werfen, aber bald ge-

faßt, auf eine Ansprache des Fürsten, den es zur Stadt treibt, sich erheben, wodurch auch ein besserer Uebergang sich ergäbe, als jetzt in den Worten: „Aber der Mann gefaßt“. Der Menageriebesitzer, besonnener als Frau und Kind, bittet den Fürsten um Schonung des Löwen, der auch entkommen und, wie er von einem Manne, der sich vor ihm auf einen Baum geflüchtet, vernommen, links den Berg hinaufgeflohen sei*); hat er auch den Tiger, „dies gute Thier“, verloren, so möchte er doch den Löwen sich retten. Die Anrede: „mein Herr und mächtiger Jäger“ ist ganz in morgenländischer Lebhaftigkeit; sieht er ja den Fürsten nur als Jäger vor sich. Dabei schwebt die Stelle 1. Mos. 10, 8 f. von Nimrod vor: „Der fing an ein gewaltiger Herr zu sein auf Erden, und war ein gewaltiger Jäger für dem Herrn.“ Der Fürst befiehlt nun den Jägern, sich mit geladenen Gewehren nach links zu ziehen, aber sie sollen nur im höchsten Nothfall auf den Löwen schießen, ihn vielmehr vor sich hertreiben; aber doch kann er dem Besitzer nicht verhehlen, sie würden am Ende seinen Löwen kaum schonen dürfen, wobei er ihm den Vorwurf des Mangels an Vorsicht nicht zu ersparen weiß. In der Erwiderung des Mannes werden wir auf glückliche Weise darüber belehrt, wie es gekommen, daß sie die wilden Thiere nicht zur Zeit weggeschafft, wobei wir denn auch vernehmen, daß es keine Täuschung war, wenn die Fürstin einen aufflammenden Blitz und

---

*) In des Dichters alles begründender Weise gibt der Mann auch an, weshalb er nicht nach links hin die Spur des Löwen verfolgt habe. Neugier und die Hoffnung, hier Hülfe beim Aufsuchen des Löwen zu finden, haben ihn zu dem großen Trupp Menschen und Pferden getrieben, wo er denn, ganz in Gedanken an die Rettung des Löwen, durch den für ihn schrecklichen Verlust des Tigers um so schmerzlicher überrascht wurde.

einen Schlag darauf bemerkt zu haben glaubt. Wenn der Mann schließt: „Wir übereilten uns, und sind nun unglückliche Leute", so meint er wohl, sie hätten den Kopf verloren und statt die nöthigste Sorge für die Hauptthiere zu treffen, die weniger bedeutendern in Sicherheit gebracht.*)

Da bringt der Wächter der Stammburg, den wir schon aus dem Bericht des Oheims kennen, die Kunde**), daß der Löwe oben auf dem Schlosse sich vor***) der höhern Ringmauer am Fuße einer hundertjährigen Eiche im Sonnenscheine ganz ruhig niedergelassen habe, wobei der Umstand, daß er nicht auf ihn geschossen, durch dessen ärgerlichen Bericht begründet wird, daß er seine Büchse eben zum Putzen gegeben habe. Von seinem Häuschen hatte der Wächter eine freie Aussicht in das Land, in den Schloßhof und auf das ganze Gemäuer, ja auch in den Hohlweg konnte er sehn, besonders dorthin, wo Fürst Friedrich das Gemäuer durchbrochen hatte. Der Fürst, der gleich bedenkt, wie es seine Pflicht sei, seine Unterthanen vor möglichem Schaden zu wahren, fragt den Mann, welche Bürgschaft er ihm denn geben könne, daß er den Löwen, ehe dieser Unheil anrichte, einfangen werde. Die Begründung, dem Fürsten seien seine militärischen Erfahrungen auch hier zu statten gekommen, da er sich wohl schon in Fällen gefunden gehabt, wo von mehrer Seiten unvermeidliches

---

*) Es ist dasselbe, was der Apotheker in Hermann und Dorothea I, 121 ff. bemerkt, daß die Gefahr alle Besinnung nimmt.

**) Auch hier dürfte statt der Worte: „Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt, aber einen Augenblick schien alles zu stocken, als" ein glücklicherer Uebergang zu wünschen sein; ja das einfache: „Während dieser Rede sah man von oben" würde genügen.

***) Der Wächter sagt hinter, indem er den Standpunkt von seiner Wohnung und dem Schlosse aus nimmt.

Unheil angedroht, dürfte doch etwas störend sein. Ein solches „von mehrern Seiten unvermeidlich herandrohende Uebel" ist hier eigentlich gar nicht vorhanden, da, wenn man darunter den Tod des Löwen und das dem Lande durch ihn drohende Verderben versteht*), beide zu vermeiden wären, man höchstens sagen könnte, eines von ihnen scheine unvermeidlich. Auch bedarf es hier eigentlich gar keiner militärischen Erfahrungen des Fürsten, von denen wir an dieser Stelle zuerst hören, und dessen Geistesgegenwart braucht nicht erst auf solche Weise begründet zu werden. Vielleicht haben wir in den Worten „dem seine — herandrohte', wieder einen spätern unglücklichen Zusatz. Der Mann, welcher Hoffnung schöpft, erbietet sich in seiner hastigen Erwiederung, durch Frau und Kind den Löwen ruhig zu erhalten, bis er selbst mit dem glücklich geretteten eisenbeschlagenen Kasten komme, um ihn in demselben fortzuschaffen. Daß sich der Knabe hierzu seiner Flöte bedienen werde, der schon bei dessen erstem Erscheinen gedacht war, wird dadurch angedeutet, daß dieser bei den Worten des Mannes schon auf seiner Flöte zu spielen beginnt, als wolle er sie versuchen. Das Zähmen des Löwen durch eine Flöte scheint Erfindung des Dichters. Auf Gemmen sieht man einen Eros einen Löwen mit Zitherspiel besänftigen, wie denn bei den Alten der Zither beruhigende, der Flöte aufregende Wirkung zugeschrieben wird. In Libyen glaubte man, wie Plinius erzählt, der Löwe verstehe Bitten und lasse sich durch sie zur Schonung bestimmen. Auch soll er die, welche sich vor ihm niederwerfen, nicht anfallen, er seine Wuth mehr an Männern als an Frauen auslassen, nur bei ärgstem Hunger Kinder fressen. Als erster Löwenbändiger wird

*) Die weiter unten genannten beiden Gefahren, der Brand und „das Entfliehen eines bedenklich ruhenden Löwen," können hier nicht gemeint sein.

der Karthager Hanno genannt. Die Flöte des Knaben, auf welcher man die anmuthigsten Töne hervorlocken konnte, war von der Art der sonst sogenannten sanften, süßen Flöte, „kurz geschnäbelt wie die Pfeifen". Es ist die sogenannte Block= (auch Bock=) oder Schnabelflöte zu verstehn, die nur aus zwei Stücken besteht, von denen das eine das schnabelförmige Mundstück (flûte à bec oder douce), im Gegensatze zur Querflöte (flûte traversière oder allemande). Der Wächter, der von hier an als Wärtel bezeichnet wird (eine etwas störende Ungleichheit, die leicht zu vermeiden war), erzählt auf die Frage des Fürsten, wie der Löwe heraufgekommen, eine Auskunft, die auch dem Leser zu Gute kommt, der über die Schloßruinen im allgemeinen schon durch den Oheim unterrichtet ist. Der Löwe ist durch den Hohlweg gekommen, der auf beiden Seiten, vorn und hinten, mit Mauern umgeben ist, so daß man, da der Eingang verschüttet war, auf diesem Wege gar nicht in den Schloßhof gelangen konnte. Freilich gibt es noch zwei Fußpfade, die hinaufführen, aber diese sind absichtlich so entstellt, daß nur der Ortskundige sie finden kann. Auf einem derselben war der Wärtel, welcher, da er am Löwen nicht vorüber wollte, den neugebrochenen, verborgenen Zugang nicht benutzen konnte, von oben herabgesprungen. Dieser ist von den Einrichtungen, welche Fürst Friedrich bereits gemacht hat und noch beabsichtigt, so entzückt, daß er das hergestellte Schloß geradezu ein Zauberschloß nennt. Man könnte doch zweifeln, ob diese Begeisterung gerade hier und bei dem einfachen Wärtel recht an der Stelle sei. Der Fürst konnte nicht unterlassen nach dem Kinde*) zu sehn, dessen sanftes Flötenspiel so wunderbar ergriff. Doch

*) Von hier an steht statt „Knabe" immer „Kind", was früher nur da sich fand, wo zugleich der Frau gedacht war.

läßt er sich dadurch nicht abhalten, den Befehl zu geben, den er zur vollsten Sicherung für nöthig hält, und er beauftragt damit aus besonderm Vertrauen den Honorio, der sich heute so wacker gezeigt hat, und nun auch das Letzte ausführen soll, das sich etwa noch als nöthig erweisen dürfte; denn den Löwen möchte er schonen, und nur im Falle, wenn er herunter wolle und so Gefahr drohe, sollen er und die Jäger mit ihm den Hohlweg bewachen und von ihren Büchsen (eine solche erhält natürlich hier auch Honorio) Gebrauch machen. Honorio entfernt sich sofort mit den Jägern, was etwas näher bezeichnet sein sollte.

Das Kind spielte noch immer auf der Flöte, und seine gesetzlos sich ergießenden Töne, die liederartig sich bewegten, ohne eine kunstmäßige Melodie zu bilden, ergriffen das Herz aller Umstehenden. Der Mann aber, welcher den Fürsten, dem er sich verpflichtet fühlt, ganz beruhigen möchte, erhebt sich in seiner Rede mit morgenländischem Schwunge und frommer Erhebung der Weisheit Gottes, der alles in der Natur wohl geordnet habe, und preist die dem Menschen über den Löwen gegebene Macht. Sein Ton ist ganz der biblisch patriarchalische, aber seine erregte Einbildungskraft glaubt an alles Wunderbare, das er je vernommen, und mischt es durch einander, ohne sich an die biblischen Anschauungen streng zu halten. Die Begeisterung, mit welcher er spricht, ist keine wild phantastische, sondern mit ruhiger Salbung redet er zum Fürsten, der auch von Gott mit Weisheit begabt sei, und so erkenne, daß alles, was Gott gemacht habe, gut sei, „jedes nach seiner Art", nach der bekannten biblischen Redeweise „ein jegliches nach seiner Art". Gottes weise Einrichtung der Natur zeigt er nun zunächst an den vor ihm sich erhebenden mächtigen Felsen, auf denen die uralte Stammburg erbaut ist. Dieser mit Wäldern reich gekränzte Berggipfel steht unerschütterlich da, nur Theile von

ihm stürzen allmählich herab, und bedecken, in viele Stücke gebrochen, den Abhang. Früher, ehe die Fürstin mit ihren Begleitern einen vorstehenden mächtigen Fels dieses Abhanges zu erklimmen sich anschickte, hörten wir, das zwischen den mächtigen Felsen Herabgestürzte liege in mächtigen Platten und Trümmern, die allmählich weiter herabstürzen, bis sie endlich in einen der Bergbäche fallen, der sie mit sich nach unten in den Fluß trägt, wo sie vom Wasser geglättet werden und von Fluß zu Fluß endlich in den Ozean kommen. Die wundersame Einbildungskraft des Mannes malt ihm die Sache frei aus, und so setzt sie auch an den wie ein fernes Wunder vor seiner Seele schwebenden Ozean die Riesen, welche die Sage auf Bergen und in Wäldern wohnen läßt, und die Zwerge, deren Sitz nach der Sage gerade das Innere der Berge ist. Mit einer leichten Wendung geht er zu den Sternen über, welche von Ewigkeit zu Ewigkeit den Ruhm des Herrn loben. Vgl. die Stellen des Psalmisten (148, 3): „Lobet ihn (den Herrn), Sonn' und Mond, lobet ihn, alle leuchtenden Sterne", und des Gesanges der drei Männer im Feuer (13): „Alle Sterne im Himmel, lobet den Herrn, preiset und rühmet ihn ewiglich." Letztere schwebt wohl Goethe vor. Aber nicht allein im Fernen spricht sich Gottes Weisheit aus, sondern auch in unserer nächsten Nähe, selbst in den kleinsten Geschöpfen, was der Redner an den emsigen und künstlich bauenden, als solche schon in der Bibel gerühmten Bienen und den Ameisen zeigt, von denen er eben eine Anzahl vor sich sieht. Doch die ungeduldig scharrenden und stampfenden Pferde*) erinnern ihn, daß sie höhere Ge-

*) Des Zerrüttens der mühseligen Gebäude der Ameisen, deren kleine Welt ein Fußtritt des Wanderers in ein schmähliches Grab stampft, gedenkt Goethes Werther in dem mehrere Vergleichungspunkte bietenden Briefe vom 18. August.

schöpfe sind, die es rastlos von dannen drängt; sie sollen wie Wind und Sturm dahereilen*) und den Menschen tragen, wobei der Dichter sich des biblischen Parallelismus bedient. Vom Pferde aber, das Mann und Weib daher tragen muß, geht er zum Löwen über, und kommt so zum eigentlichen Zwecke seiner Rede. Der Löwe ist der König der Thiere des Waldes und der Wüste**); keines von allen kann ihm widerstehn, was freilich nicht ganz der Wahrheit gemäß ist, da der Elephant, das Nashorn und das Flußpferd ihm Widerstand leisten.***) Aber der Mensch weiß ihn zu zähmen; denn der Löwe hat Ehrfurcht vor ihm, weil er ein Ebenbild Gottes ist, wie auch die Engel, die dem Herrn dienen und dessen Dienern, den guten Menschen, wobei schon die Geschichte Daniels vorschwebt. Daß dieser Beistand der Engel eigentlich zur Behauptung, daß der Löwe Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes habe, nicht recht stimmt, kann dem begeistert die Macht des Menschen über den Löwen preisenden Manne nicht einfallen. Uebrigens verwundet der Löwe meist nur den Menschen oder wartet eine Weile, ehe er ihm den tödtlichen Streich versetzt; dessen hohe aufrechte Gestalt scheint ihm Achtung oder Furcht ein=

---

*) Wie Hiob 30, 29 sagt: „Ich bin ein Bruder der Schlangen und ein Geselle der Straußen.“ Der Vergleich der Schnelligkeit mit der der Winde und des Sturmes ist biblisch, wie Jer. 4, 13: „Seine Wagen sind wie ein Sturmwind, seine Rosse sind schneller denn Adler“, Habacuc 1, 10: „Sie reißen hindurch wie ein Ostwind.“ Homer nennt Pferde „den Winden gleich“.

**) Sprichwörter 30, 30 heißt er der König, „mächtig unter den Thieren“. Jer. 5, 6: „Darum wird auch der Löwe, der aus dem Walde kommt, sie zerreißen, und der Wolf aus der Wüsten wird sie verderben.“

***) Trat auf, durchzog beziehen sich auf den Löwen, den der Mann besitzt; das Folgende dagegen ist allgemein gedacht.

zustößen. Wenn der Mann den Löwen hier das grausamste der Thiere nennt, so ist dies nicht in Wahrheit begründet; aber bei der sich nicht an die strenge Wirklichkeit haltenden schwungvollen Rede des Mannes fällt dies nicht auf, und dem Dichter selbst muß daran liegen, hierdurch die Gefährlichkeit des Löwen vor der Einbildungskraft des Lesers gleichsam zu erhöhen. Die Rede schließt mit der Geschichte Daniels in der Löwengrube, der, als der König am andern Morgen, wo er ihn zu seiner Freude unverletzt findet, ihn fragt, ob sein Gott, dem er unablässig diene, ihn auch von den Löwen erlöst habe, diesem erwiedert: „Mein Gott hat seinen Engel gesandt, der den Löwen den Rachen zuhielt, daß sie mir kein Leid gethan haben", wo also von einer Zähmung durch den Menschen eben so wenig als von einer Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes die Rede ist, sondern die Rettung nur als Lohn seiner Unschuld und seines Gottvertrauens bezeichnet wird, wogegen die ungerechten Ankläger Daniels mit Weib und Kind von den Löwen ergriffen und ihre Gebeine zermalmt werden. Vgl. Daniel 6, 20—24. Nach der andern biblischen Darstellung (Vom Drachen zu Babel) ward Daniel zu den sieben Löwen geworfen, denen man sechs Tage keine Speise gab; der Engel aber speiste ihn durch Habakuks Schüssel.

Die Rede des Mannes ist in Anordnung und Ton meisterhaft zum Ausdruck eines schwungvollen patriarchalischen Glaubens gehalten.*) Mit Recht bemerkte Goethe selbst gegen Eckermann,

*) Wenn der Dichter, nach derselben sagt, sie sei „mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus" gehalten worden, vor derselben, der Mann habe „mit anständigem Enthusiasmus zu reden angefangen und fortgefahren", so fiele diese Bezeichnung einmal besser weg; an der ersten Stelle genügte wohl „als der Vater zu reden anfing", und es könnte dann etwa in der Mitte nach den Worten: „Doch wer preist — zu Ewigkeit" ein „fuhr der Mann fort" eintreten.

nach der pathetischen Rede des Mannes, die schon poetische Prosa sei, habe eine Steigerung kommen, er habe zum Liede übergehn müssen. Das Kind hat die von gläubigem Gottvertrauen durchwehte Rede des Vaters einigemal mit der Flöte anmuthig begleitet, da es auch von demselben frommen Sinne durchdrungen ist; als dieser mit der Geschichte Daniels in der Löwengrube geendigt hat, beginnt es das Lied von dessen Rettung in der Löwengrube durch frommen Gesang, wobei die Engel diesen nur laben. Der Vater begleitete das Lied hie und da mit der Flöte und die Mutter trat zuweilen als zweite Stimme ein. Das Kind versetzt sich in Gedanken vor den Graben, in welchen man den Propheten geworfen, und glaubt nicht allein seinen Gesang zu hören, sondern auch zu sehn, wie Löwe und Löwin an ihn sich anschmiegen.*) Das christliche Alterthum dachte sich, Daniel habe durch die Kraft des Gebets die Löwen gezähmt, und so stellte ihn auch die Kunst dar, in aufrechter Stellung, mit ausgespannten Armen betend, während zwei oder vier Löwen zahm wie Hunde um ihn herumliegen. Von einem Gesange Daniels weiß die christliche Sage nichts, dagegen trat später bei den drei Männern im glühenden Ofen an die Stelle des Gebetes deren Lobgesang, und dieser schwebt wohl Goethe vor. Das Kind aber wendet seinen Gesang jetzt ins allgemeine, indem es die Allgegenwart schützender Engel ausspricht, welche es die Lieder singen läßt, die alles Unglück abwehren, wobei es der Löwen nicht ausdrücklich gedenkt, aber das an die Stelle des Propheten tretende Kind im Graben

---

*) „Aus den Gruben, hier im Graben." Es denkt sich hier mehrere tiefe Gruben, in welchen die Löwen bewahrt werden; aus einer derselben, dem zunächst liegenden Graben, vernimmt es den Sang und tritt dann hinzu, den Daniel zu sehn.

weist doch darauf hin. Man fühlt die persönliche Beziehung und den frommen Glauben des Kindes heraus, daß ihm der Löwe kein Unglück bringen könne, wenn es mit seinem frommen Sange ihm nahe, wobei das Zusammenkommen mit dem Löwen durch die Worte „in den Gruben, in dem Graben" angedeutet wird. Wenn Goethe selbst sagt, das Kind habe die Zeilen der eben gesungenen Strophe zu anderer Ordnung durcheinander geschoben und dadurch, wo nicht einen andern Sinn hervorgebracht, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöht, so trifft dieses nicht zu. Von den neun Zeilen ist keine ganz genau dieselbe mit einer der acht der ursprünglichen Strophe. In dem Verse: „Wäre da dem Kinde bang?" stand oben „dem Guten"; der Vers: „Diese sanften, frommen Lieder" begann mit „Ja die sanften"; in dem ersten Verse dieser Strophe: „Aus den Gruben, hier im Graben", findet sich hier „in den", „in dem". Aus V. 2. f.

Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben, ihn zu laben;

ist jetzt der Anfang des Liedes gebildet:

Engel schweben auf und nieder,
Uns in Tönen zu erlaben.
Welch ein himmlischer Gesang!

In den drei letzten Versen ist der vorletzte Vers aus 3 und 5 zusammengesetzt, die beiden andern haben nur ihre Reimworte aus der Strophe. Die Strophenform ist dieselbe, nur ein Vers vorangetreten, auf den der sechste und achte reimen; die Reimworte sind geblieben, nur ist der Reim wieder Lieder umgestellt, statt

Sang, laben stehen Gesang, erlaben und umgekehrt ist gethan*) statt angethan gesetzt.

Hat schon die Wendung des Liedes auf die eigene Glaubensseligkeit des Kindes einen noch rührendern Eindruck geübt, so geschieht dies im höchsten Grade, als nun die drei wunderlichen Gestalten „mit Kraft und Erhebung“ die Wundermacht von Glaube, Hoffnung und Liebe feiern.

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick.
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück;
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe:
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.**)

Die beiden ersten Verse sprechen in einer Art Parallelismus im allgemeinen die Macht Gottes über Erde und Meer aus. Darauf werden V. 3—5 Beispiele von Wundern angeführt, welche der Herr an denjenigen wirkt, die durch Glaube, Hoffnung und Liebe sich derselben würdig machen. Die Märtyrergeschichten sind voll von solchen Wundern, in denen Gott die seinen Getreuen ihres Glaubens wegen drohende Todesstrafe im Vollzuge wunderbar hemmt. So ging der Evangelist Johannes unversehrt aus dem mit siedenden Oel gefüllten Kessel hervor; vor Polycarpus, Fruktuosus und Apollonia wich die Flamme des Scheiterhaufens

---

*) Wie häufig, für „geschehn“, wie im Mummenschanz des Faust, im Liede des Trunkenen, und im Schlußchor des Stückes: „Hier ist's gethan.“

**) Nach V. 2 steht im ersten Druck Semikolon, nach V. 4 Punkt.

zurück; Barsabas u. a. tranken ohne Schaden den Giftbecher, was schon Marcus denen verkündigt, die an Christus glauben (16, 18). Von derselben Art sind die drei hier genannten Wunderwerke, von denen das erste, daß Löwen Lämmer werden sollen, offenbar auf die Geschichte Daniels zurückgreift. Daß die ersten Märtyrer häufig den Löwen vorgeworfen wurden, ist bekannt. Der heilige Ignatius bat die Römer in seinem an diese gerichteten Briefe um ihre Fürbitte, daß die Löwen, denen man ihn vorwerfen werde, seiner nicht schonen möchten, wie es bei so vielen frühern Blutzeugen der Fall gewesen; er werde diese auf alle Weise zu reizen suchen, damit er von ihnen zerrißen werde. Ganz irrig hat man hier an die messianischen Weissagungen des Jesaias erinnert (11, 6. 65, 25): „Die Löwen werden bei den Lämmern wohnen, und die Pardel bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh miteinander treiben. — Wolf und Lamm sollen weiden zugleich, der Löwe wird Stroh essen wie ein Rind und die Schlange soll Erde essen. Sie werden nicht schaden noch verderben auf meinem ganzen heiligen Berge, spricht der Herr." Die letztere Stelle schwebt in der Szene der heiligen Einsiedler am Schlusse des Faust vor, wo die Löwen „stumm freundlich" um diese herumschleichen und „den geweihten Ort, den heiligen Liebeshort", ehren.*) Hier ist nicht von der Zeit die Rede, wo der Herr den Frieden bringt, sondern von Wundern, durch welche Gott frommes Vertrauen lohnt, was sich auch aus den beiden folgenden Versen ergibt. Daß „die Welle zurückschwankt", bezieht sich darauf, daß Märtyrer, die man ertränken wollte, von den Wogen nicht verschlungen wurden. Der Bischof Quirinus von Siscia unter Galerius wurde mit einem Mühlsteine am Halse

*) Vgl. auch Herders Werke 1, 145 (meiner Ausgabe bei Hempel).

von der Brücke herab in den Fluß gestürzt, der, statt ihn zu verschlingen, ihn ruhig aufnahm; nachdem er das um sein Unglück trauernde Volk beruhigt und im Glauben bestärkt hat, bittet er Gott, ihm doch die Palme des Blutzeugen nicht zu entziehen; seine Wundermacht habe sich genug an ihm bewährt, da er auf dem Flusse schwimme und die Schwere des Mühlsteins ihn nicht herabziehe, jetzt aber möge er ihn untersinken lassen, was denn auch geschah. Der christliche Dichter Aurelius Prudentius, der bis zum Anfange des fünften christlichen Jahrhunderts lebte und in vierzehn Hymnen (sie sind unter dem Namen Peristephanon in einem Buche vereinigt) das Ende von vielen christlichen Blutzeugen feierte, sagt von Quirinus, nicht die Härte des Eisens, nicht Feuer, nicht wilde Thiere hätten ihn getödtet, sondern der Woge Schlund, die ihn abgewaschen habe, da sie ihn verschlang. Der Blutzeuge Vincentius, dessen Legende gleichfalls Prudentius behandelt, wird zuletzt in derselben Weise ins Meer geworfen, aber die Woge treibt ihn rasch trotz des lastenden Mühlsteins ans Ufer zurück. Man vergleiche auch die von Herder in der Legende „Freundschaft nach dem Tode" bearbeitete Sage von der heiligen Theodora und meine Bemerkung zu Lessings Emilia Galotti V, 6. Seltsam ist es, wie man bei der zurückschwankenden Welle des Wortes des Herrn an Hiob (38, 11) gedacht hat: „Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen", ohne sich dadurch irren zu lassen, daß man für den folgenden Vers: „Blankes Schwert erstarrt im Hiebe", auch nicht einmal eine so schlecht passende biblische Stelle finden konnte. Die letztern Worte beziehen sich offenbar auf das Wunder, daß das Schwert so stumpf ward, daß es den Hals des Gläubigen nicht verletzte. Eine besondere Legende schwebte Goethe hierbei kaum vor; er bildete sie nur den gangbaren Wundern nach, da eine der häufigsten Todes=

arten das Abschlagen des Hauptes war. Die bezeichneten Wunder sind die Erfüllung des Glaubens und der Hoffnung und die Wirkung der Macht der Liebe Gottes, die sich im Gebete an ihn ausspricht; das letztere gilt freilich im Grunde auch von dem Glauben und der Hoffnung, wird aber nur bei letzterer hervorgehoben.

Was aber hat Göschel aus dem Liede gemacht? „Der Sinn ist", lesen wir bei ihm, „daß unter der Herrschaft der ewigen Liebe (diese wird doch nicht als eine eintretende Bedingung, sondern als wirklich bestehend gedacht!) auch auf der Erde der Löwe zum Lamme werde, und die unbändige Meereswelle mitten im tobenden Heranbrausen sacht und leise zurückschwankt, im ruhig klaren Spiegel der Meeresfläche sich zu ebnen und zu stillen." Wo steht davon etwas, und was machen wir mit dem blanken Schwerte? „Daran erweiset sich zugleich die Ohnmacht alles kreatürlichen Strebens, insofern es seine Grenzen, nämlich den Willen Gottes, nicht erkennet. Und wie die mild aufgehende Sonne erhebet sich dagegen die stille Majestät und Macht des Guten, welches am Ende das Feld behält; das ist der Sieg Gottes selbst und der Sieg ist Friede. Was sich ihm auch entgegensetze, es wird am Ende gezähmt zum Schemel seiner Füße niederfallen, wie der Löwe unter den Liedern des Kindes. Der Kinder ist das Himmelreich." Aehnlich sieht Lehmann, der Göschels Deutung der Worte annimmt, in der Strophe den Gedanken, daß die feindlichen Kräfte und Gewalten sich nicht vermeiden und ausschließen, sondern als Glieder sich gegenseitig ausgleichen, und daß der Zweck des Kampfes und des Sieges nicht Vertilgung und Untergang, sondern Läuterung, Harmonie, Friede sei. Nichts kann den drei Singenden ferner liegen, die nur die Macht Gottes

feiern, der durch Wunderthaten, sich an den fromm auf ihn Vertrauenden bewähre.

Diese Bezeugung ruhigen Gottvertrauens, der aus diesem Gesange so wunderbar spricht, hatte alle ergriffen, sie beruhigt und gerührt. Der Fürst sah mit dem Ausdrucke des tiefsten Gefühls, wie wunderbar die Hand Gottes ihn von der schrecklichen seiner Gattin drohenden Gefahr, an welche er eben kaum ernstlich gedacht, gerettet habe, auf die Erhaltene nieder, welche sich, von Rührung ergriffen, an ihn gelehnt hatte und mit dem gestickten Tüchlein die weinenden Augen bedeckt hielt.*) Die aufeinander folgenden Aufregungen hatten sie gewaltig erschüttert; die fromme durch den Gesang in ihr mächtig geweckte Stimmung läßt die gleichsam staunende Erstarrung in Rührung sich auflösen. Auch die Menge war so ergriffen, daß alle regungslos da standen, keiner an das dachte, was sie noch bedrohte, da man gar nicht wissen konnte, wie weit der Brand um sich greifen und wie es mit dem Löwen gehn werde.

Der Fürst faßt sich zuerst; er befiehlt die Pferde näher zu bringen, da es ihn drängt zur Stadt zurückzukehren, um durch Rath und That bei dem Brande Hülfe zu leisten. Nachdem er nochmals die Frau gefragt hat (der Mann ist zur Stadt, um von dort den eisenbeschlagenen Kasten herbeizuschaffen), ob sie sich getraue, durch den Gesang und die Flöte des Kindes den Löwen zu beruhigen und ihn ohne Gefahr und Schaden in den Kasten zu bringen, was sie und der Knabe in gleicher Weise versichern, wird ihnen der Wärtel, der hier Kastelan heißt, als Führer bei-

---

*) Auch die schöne Wittwe in den Wanderjahren (II, 5) hält ihr gesticktes Tuch vor die Augen, um zu verbergen, wie bitterlich sie weinte, als sie ihre Brust von einer schweren Last befreit".

gegeben. Die Entfernung des Fürsten und der ihm langsamer nachfolgenden Fürstin ist nur kurz bezeichnet, ebenso das Heraufsteigen der Frau und des Kindes mit dem Wärtel, der von einem der Jäger zu größerer Sicherheit eine Büchse sich hat geben lassen.*) Daß der Mann sich zur Stadt begeben, um den Kasten zu holen, ist als selbstverständlich übergangen. Frau und Kind sind aber fest überzeugt, daß letzteres den Löwen durch den Gesang beruhigen werde, wie erstere ausspricht, als sie in dem Hohlwege, den sie zunächst heransteigen, die Jäger beschäftigt sieht, Reisig zu häufen, um, wenn der Löwe herunterkommen sollte, diesen durch ein großes Feuer zu verscheuchen, vor dem der Löwe sich bekanntlich sehr fürchtet. Der kühne Honorio hat aber weiter oben im Hohlwege Posten gefaßt, um, wenn es nöthig sein sollte, wie er den Tiger getödtet hatte, so auch den Löwen niederzustrecken. Er saß auf einem Mauerstücke, wie in tiefe Gedanken versunken, und schaute um sich her, wie ein Zerstreuter, der das, was um ihn her vorgeht, gar nicht beachtet, und doch war er dessen, was er hier sollte, wohl bewußt, allein seine Gedanken schweiften in die Ferne. Als die Frau ihn bittet, doch ja das Feuer von den Jägern nicht anzünden zu lassen, hört er kaum auf ihr Wort auch wie sie lebhafter in ihn dringt (man bemerke auch hier den Parallelismus der Rede), doch ihren Löwen zu schonen (sie fürchtet, er möge sich verleiten lassen, höher hinaufzugehn und auf

---

*) Im ersten Druck heißt es: „Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, steiler gegen den Berg hinan.“ Man hat später die offenbare Lücke vor „steiler“ durch das Wort „geleitet“ ausgefüllt; wir möchten lieber das auffallende „steiler“ streichen und „geleitet“ an dessen Stelle setzen, so daß wir hier einen Hörfehler des Schreibenden hätten. Sonst könnte man auch „mit dem Wärtel“ statt „von dem Wärtel“ schreiben.

den Löwen zu schießen), erwiedert er nichts, sondern schaut stille vor sich nach der Gegend hin, wo eben die Sonne zu sinken beginnt, wodurch wir die veranschaulichende Zeitbestimmung erhalten, daß es bald Abend war. Die Frau aber legt in ihrer Weise in diesen zufälligen Umstand eine Bedeutung, obgleich Honorio gar nicht auf die Sonne und in die Weite hinschaut. Es sei gut, meint sie, daß er nach Abend schaue; dort gebe es noch viel zu thun, meint sie; er solle nur eilen, daß er dorthin komme, wo er große Thaten vollbringen werde, aber vor allem solle er sich selbst überwinden. Man hat in dieser Frau große Weisheit und einen tiefen Naturblick in Honorios Wesen gesehen, wenigstens gemeint, sie habe eine leidenschaftliche Liebe Honorios zur Fürstin geahnt, da sie ihn vor ihr knieen gesehen hatte: allein tiefe Einsicht oder Ahnung liegt ihr so fern, wie ihrem Manne, beide sind nur von dem gläubigen Vertrauen voll durchdrungen und ihre Kenntniß reicht über die Bibel, mancherlei Sagen und Naturanschauungen nicht hinaus. Wenn sie sagt, gegen Abend hin sei noch viel zu thun, so weiß sie von dem, was sich dort begibt und Noth thut, ebenso wenig, als wenn ihr Mann am Ozean die Riesen in Scharen daher ziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln sieht, ja man könnte gar meinen, sie glaube, dort gelte es die Riesen zu besiegen. Daß sie an politische Kämpfe oder Eroberungen in der neuen Welt denke, liegt ganz fern, und so war auch meine frühere Vergleichung Lotharios in den Lehrjahren ungehörig. Dem schönen, vor Muth strahlenden, jugendliche Kraft athmenden Jünglinge (sie hat ihn „schöner, junger Mann", dann, als sie ihn bittet, „guter, junger Mann" angeredet) traut sie alles zu; aber sie fürchtet dessen Leidenschaft, der sie es auch zuschreibt, daß er er ihren Tiger getödtet, und so gibt sie ihm die biblische Lehre sich selbst zu überwinden, wobei sie wohl zunächst daran denkt, daß

er sich nicht verleiten lassen solle, ihren Löwen aufzusuchen und niederzuschießen. In der Offenbarung Johannis wird dem, der überwindet, das Höchste versprochen. So heißt es z. B. 21, 6: „Wer überwindet, der wird alles ererben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein", wonach der Pfaffe in Faust Gretchens Mutter mahnt: „Wer überwindet, der gewinnt." Herder sagt in der Einleitung seiner Legende Die wiedergefundenen Söhne, tapfer sei der Löwensieger, tapfer sei der Weltbezwinger, tapfrer wer sich selbst bezwang. Wenn es nun darauf heißt, Honorio habe zu lächeln geschienen, so kann dies Lächeln nur der gutgemeinten Weisheit der Frau gelten, aus deren Munde ihn die Wahrheit wunderbar wie die Stimme der Vorsehung anspricht. Er fühlt es, daß die Ehrsucht ihn stachelt und ihn in die Weite treibt, daß auch der Wunsch, von der Fürstin vor allem ausgezeichnet und als ihr erster Diener anerkannt zu werden, nicht bloß aus Neigung, sondern auch aus Ehrsucht hervorgeht, daß selbst in dem Augenblicke, wo das Schicksal ihn bestimmte, die Fürstin zu retten, die er doch eigentlich erst durch sein leidenschaftliches Verfolgen des Tigers in die ärgste Gefahr gebracht, er, statt von freudigem Danke gegen die Gottheit, von Ehrsucht ergriffen, in dem stolzen Gedanken sich gefiel, das Tigerfell am Schlitten der Fürstin prangen zu sehn. War nach der Erklärung der Fürstin „eine gewisse Trauer über sein Gesicht gezogen", weil diese mit einer Art Kälte ihre Vermittlung beim Fürsten abgelehnt hatte, so löst die Trauer sich jetzt auf das zutreffende Wort, das für ihn eine Art Omen ist und ihm von der Frau kommt, deren ganze Erscheinung, wie auch ihre Sprache, etwas Seltsames hat, und mit dem Gefühle, das sich unterdessen in seiner eigenen Brust erhoben hatte, in Einklang steht. Weder „der erste Keim eines ernsten Kampfes" (nach Göschel), noch „der erste Triumph der

Selbstüberwindung" (nach Lehmann) liegt in diesem Lächeln, das so unmerklich war, daß man es nur zu sehn glaubte, oder, wie nach dem Zusammenhange wohl die Worte „Hierauf schien er zu lächeln" zu fassen sind, daß die Frau es nur zu bemerken meinte. Der Dichter begnügt sich, uns von Honorio mit einer leisen Andeutung scheiden zu lassen, daß auch er sich zurecht gefunden, und zwar durch sich selbst, nicht durch den rührenden Gesang, vor welchem er schon auf des Fürsten Befehl sich entfernt hatte; alles Weitere läßt er uns errathen, wenn anders der Leser in diesem Augenblick höchster Spannung sich gemuthet fühlen sollte, darüber weiter zu denken. Göschel meint, ob Honorio von seinen Irrfahrten endlich zurückgekommen, sei zweifelhaft, jedenfalls aber werde er im eigentlichen Sinne zurückgekehrt sein, indem er sich selbst überwunden habe: aber abgesehen von dieser wunderlichen Mystik, könnte man eher glauben, er habe sich gerade dadurch selbst überwunden, daß er dem Drange nach der Fremde widerstanden, und sich treu dem Dienste seines Fürsten gewidmet habe. Der Dichter selbst ließ die Sache absichtlich unentschieden; wir ahnen fast nur, daß Honorio sich selbst überwunden hat. Die Frau aber nimmt solchen Antheil an dem schönen Jüngling, dessen Lächeln sie zuletzt erfreut hat, daß sie, als sie weiter gestiegen, noch einmal auf ihn zurückblickt, wo die dem Untergange sich zuneigende (eine neue veranschaulichende Zeitbestimmung) Sonne denn sein Gesicht so wunderbar mit ihrem röthlichen Strahl überscheint, daß sie nie einen schönern Jüngling gesehen zu haben glaubte. Das Gesicht des Jünglings, den wir „mit glühender Wange" vor der Fürstin knieen sahen, ist jetzt von der Sonne mild geröthet.

Nur noch eines bleibt dem Dichter übrig, da alles übrige, so weit es uns näher angeht, abgethan ist, die Darstellung der Bezähmung des Löwen durch die Flöte und den frommen Sang

des Kindes, welches, wie es Goethe so schön gegen Eckermann aussprach, die Blume des Gewächses ist, das eine Weile kräftige grüne Blätter nach allen Seiten aus einem starken Stengel getrieben hat. Die Rede des Wärtels unterrichtet uns zunächst genauer über den Ort, wo der Löwe sich gelagert, und über die Art, wie ihn das Kind in den Schloßhof hereinbringen soll, so daß er aus demselben nicht heraus kann. Der Löwe liegt draußen ganz nahe der Stelle, wo sie durch die gebrochenen Gewölbe einen geheimen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben, den er mit leichter Mühe schließen kann, wobei freilich kaum zu sagen, wie dies möglich, wenn der Wärtel, wie er darauf sagt, verborgen auf den Löwen stets Acht geben will, um, wenn es nöthig sein sollte, ihn gleich mit seiner Büchse niederzuschießen. Sie dürfen nicht durch diesen Eingang gehn, weil sonst der Löwe aufgestört werden würde. Für die Rettung des Kindes, sobald der Löwe in den Schloßhof gekommen, ist dadurch gesorgt; daß er auf einer der nahen Wendeltreppen ihm entfliehen kann.*) Die Frau unterbricht hier die Mittheilung des Wärtels durch die zuversichtliche Versicherung, daß es dieser Vorsicht nicht bedürfe; Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müßten das Beste thun. Die Verbindung von Gott, Kunst, Frömmigkeit und Glück ist doch etwas auffallend, selbst auch wenn man annehmen will, die Frau füge sich hier der gangbaren, ihr ungewohnten Anschauungs- und Ausdrucksweise. Offenbar werden zwei von außen wirkende Gründe (Gott und Glück) und zwei innere (Kunst und Frömmigkeit) in chiastischer Folge miteinander verbunden. Aber das Glück nimmt sich doch sonderbar im Munde der gottvertrauenden Frau aus und die Erwähnung

---

*) Er meint die Wendeltreppen am Mittelbaue, auf denen das Kind später in den Schloßhof herabsteigt.

Gottes wirkt eher störend als hebend.*) Ohne allen Anstoß wäre die Stelle, stände bloß „Frömmigkeit (oder Gottvertrauen) und Kunst". Oben war allein vom Gesange und von den Flötentönen die Rede. Der Wärtel beschreibt nun zunächst den Weg, welchen er sie führen will. Es ist wohl derselbe Weg, den er selbst herabgesprungen ist, einer der beiden hinaufführenden Fußpfade, die Fürst Friedrich mit Absicht entstellt hat. Auf einem beschwerlich steigenden Pfade führt er sie auf ein Gemäuer, gerade dem gebrochenen Eingang gegenüber, von wo das Kind in den Hof herabsteigen und den Löwen hineinlocken soll. Wovon dies Gemäuer die Ueberreste seien, gibt er der Frau nicht an, aber offenbar ist es der Haupttheil des Schlosses, in welchem sich noch die großen Säle und vorn die Galerien mit den zu ihnen führenden Wendeltreppen erhalten haben. Wenn der Wärtel den Schloßhof „gleichsam die Arena des Schauspiels" nennt, mit Anspielung auf die Arena des Amphitheaters, wo die Kämpfe mit den wilden Thiere stattfanden, so ist dies doch für den Wärtel, und dazu der Frau gegenüber, unpassend, und der einzige Ausweg, den man zur Erklärung finden könnte, der Wärtel prunke nach Art solcher Leute mit aufgeschnappten Floskeln, würde eine hier ungehörige Komik voraussetzen. Wärtel und Mutter verstecken sich, als sie oben angekommen sind, daselbst; ob sie von einem Fenster der Säle oder von den Galerien herab lauern, ist nicht angegeben, doch das Letztere wahrscheinlicher. Eine etwas genauere Angabe würde hier an der Stelle gewesen sein. Das Kind steigt nun auf einer Wendeltreppe in den Hof herab,

*) Ich habe früher die Stelle so zu deuten gesucht: „Das Vertrauen auf Gott erzeugt die wahre Frömmigkeit, welche Glück bringt; aber es bedarf auch eines äußern Mittels der Kunst." Doch auch hiernach ergibt sich keine richtige Anordnung der verbundenen Begriffe.

der klar heißt, im Gegensatz zu dem düstern Gange, in welchem er verschwunden, um nach außen zum Löwen zu gelangen. Gleich beim Eintritt in die Oeffnung des Ganges spielt er auf der Flöte, durch deren bekannte Töne er diesen aufmerksam machen und erfreuen will; aber der Gang ist so lang, daß die immer schwächer werdenden Töne endlich sich ganz verlieren. In diesem Augenblick fühlt der Wärtel, der ein alter Jäger ist, die bängste Angst um das arme Kind, da er an die Macht der Flöte und des frommen Sangs nicht glauben kann, und ihn der „seltene menschliche Fall", bei dem er an Gottes Schutz nicht denkt, beengt, ja er sich fast Vorwürfe macht, es gestattet zu haben, daß das Kind sich so preisgebe, wogegen die Mutter, die sich herübergebogen hatte, um sobald als möglich den Flötenton des mit dem Löwen zurückkehrenden Kindes zu vernehmen, nicht die geringste Unruhe verspürt, sondern mit heiterer Spannung hinabschaut. Endlich hört man wieder die Flöte, deren Töne allmählich immer deutlicher werden, und nach einiger Zeit*) erscheint denn auch das Kind, aus dessen Augen die vollste Befriedigung glänzt**), daß seinem Glauben und seiner Kunst die Lockung des mächtigen Thieres gelungen ist. Der Dichter hat aber die wunderbare Bezähmung des Löwen etwas natürlicher dadurch gemacht, daß er diesen an einem scharfen in die Fußballen auf dem Laufe eingetretenen Dornzweige leiden läßt, was er gleich durch die Be-

---

*) Einen solchen Zusatz erwartete man hier. Nach der jetzigen Fassung: „Endlich hörte man die Flöte wieder, das Kind trat aus der Höhle hervor," sollte man glauben, nachdem man die Flöte gehört, sei auch das Kind erschienen. Auch hier dürfte eine etwas genauere Beschreibung wohl an der Stelle sein. Man könnte nach Eckermanns Bericht vermuthen, es seien nach „wieder" die Worte „man hörte sie (oder „die Töne") näher und näher" ausgefallen.

**) „Mit glänzend befriedigten Augen", nach einer Goethe besonders später sehr gangbaren freien, etwas harten Verbindung.

merkung einleitet, es habe geschienen, daß dieser dem Knaben*) nicht bloß langsam, sondern mit einiger Beschwerde gefolgt sei. Dem Dichter schwebt hierbei die bekannte, durch ein Bild verewigte Geschichte des Syrakusaners Mentor vor, der einen Löwen von einem Dornzweig befreite. Plinius berichtet sie (N. H. VIII, 21) nebst einer ähnlichen vom Samier Elpis. Noch berühmter ist die Geschichte des Sklaven Androklus, die der an Wunderfabeln reiche Grammatiker Apion erzählte.**) Ist nun auch durch das Leiden des Löwen die Zähmung desselben natürlicher, so wird dagegen auch dessen Folgsamkeit dadurch um so größer, daß er, obgleich er schwer am Fuße leidet, sich vom Kinde im Halbkreise durch die an der Mauer stehenden noch vom Herbste wenig entblätterten Bäume führen läßt, deren bunt gewordenes Laub das Bild uns lebhaft veranschaulicht, bis er zu einer Stelle gelangt, wo durch eine Lücke der Ruinen die letzten Strahlen der jetzt im Untergehen begriffenen Sonne (die letzte veranschaulichende Zeitbestimmung) fallen, in deren Schein er den Löwen sich niederlegen läßt. Diese Folgsamkeit des Löwen, in welcher das Kind die Macht seines Gottvertrauens erkennt, haben dessen Seligkeit auf das höchste gesteigert. „Wie verklärt" setzt es sich jetzt neben ihm nieder, und beginnt wieder die beschwichtigende, die Macht der sanften frommen Lieder Daniels feiernde Strophe zu singen, mit welcher es ihm genaht war. Während derselben schmiegt sich der Löwe an das Kind an, das endlich, da er seine rechte Vordertatze auf seinen Schooß legt, bei anmuthigem Strei-

*) Hier und noch einmal im folgenden wechselt der Dichter mit „Kind" und „Knabe".

**) Vgl. Aelian. Hist. Anim. VII, 48. Gell. N. A. V, 14.

cheln derselben den Dornzweig bemerkt, den es sorgfältig herauszieht und dann die Wunde mit seinem eigenen buntseidenem Halstuche verbindet. Die Geschicklichkeit des ganz unverzagten Knaben erfreut die Mutter so herzlich, daß sie sich mit ausgestreckten Armen (sie lag übergebogen in einem Fenster der Galerien) zurückbog und im Begriffe stand ihm Beifall zu rufen und zu klatschen*), woran sie aber der Wärtel hinderte, welcher die Gefahr noch immer nicht für vorübergegangen hielt. Wenn der Dichter sagt, „angewohnter Weise" hätte sie ihm vielleicht Beifall zugerufen und geklatscht, so deutet dieses darauf, daß der Löwe auch in seinem Menageriekäficht gewohnt war, dem Kinde seine Tatzen zum Streicheln auf das Knie zu legen, wobei denn die Mutter nie unterließ, lebhaft ihre Freude darüber zu erkennen zu geben, wenn das Kind so sorglos mit dem Löwen umging. Dieses aber ist jetzt über die völlige Bezwingung des wilden Löwen mit solchem frohen Bewußtsein der wunderwirkenden Macht des Glaubens**) erfüllt, daß es nach kurzem Vorspiel die dieses Bewußtsein aussprechende Strophe singt. In den Zügen des Löwen, den der Dichter hier absichtlich als grausam darstellt, wie oben der Vater gethan hatte, als Tyrannen der Wälder (unten im Schlußliede heißt er „des Waldes Hochtyrann"), als Despoten

*) Auffallend ist hier die Verbindung „und vielleicht — geklatscht hätte", wofür man erwartet „und sie hätte — geklatscht". Von einem Vielleicht kann hier gar keine Rede sein; die Bewegung zeigte deutlich, was zu thun sie im Begriffe stand.

**) „Glorreich", von dem den Ton erhöbenden Selbstbewußtsein, das, in sofern es sich im Blicke zu erkennen giebt, durch „verklärt" vor- und nachher bezeichnet wird.

des Thierreiches, zeigt sich der Ausdruck dankbaren Wohlgefallens, und wenn er auch nicht als überwunden sich darstellte, da er noch seiner vollen Kraft bewußt blieb, so erschien er doch als gezähmt, da er aus eigenem Willen sich unterwarf, seine wilde Kraft zurückhielt. Wenn der Dichter hier die Gruppe des Kindes mit dem Löwen weiter ausführt, so will er uns gerade mit diesem bezeichnenden Bilde, in welches die ganze Novelle gleichsam ausläuft, entlassen und er prägt sie deshalb entschieden aus. Keineswegs möchte er uns den Löwen gleichsam als Spiegelbild Honorios hinstellen, der die eigene Kraft in seinem Busen frei mäßigen müsse, vielmehr bildet die Zähmung des Löwen durch das Kind den Gegensatz zu Honorios leidenschaftlicher Tödtung des Tigers. Ebenso wenig will er darauf deuten, daß der Sieg des Wahren, Schönen und Guten über alles ihm feindlich Entgegenstehende dadurch geschehe, daß es „das Ueberwundene zu sich aufnehme, mit sich versöhne", daß es der Sieg Gottes selbst sei, der durch Liebe den Feind bewältige. Wenn Goethe aber nicht mit der Gruppe des Kindes und des Löwen schließt, sondern mit einem Liede des Kindes, so that er es deshalb, weil es ihm gerade galt, das gläubige Vertrauen des Kindes und der Seinen als eine wunderbare Gottesgabe darzustellen. Daher erklärt es sich auch, daß er eigentlich das Wunderbare sehr abgeschwächt hat; denn nicht allein war das Kind früher gewöhnt in gleicher Weise mit dem Löwen zu spielen, nicht allein bedient es sich zu dessen Beruhigung der Flötentöne und des Gesanges, sondern der Löwe ist auch leidend und er fühlt Dankbarkeit gegen denjenigen, der ihn von seinen Schmerzen befreit hat. Das übersah Eckermann, wenn er meint, Goethe habe, um das Wunder einem ungläubigen neunzehnten Jahrhundert glaubhaft zu machen, neben dem Einflusse höherer Wesen als zweites mächtiges Motiv die Musik benutzt,

wobei er die Gewöhnung des Löwen an das Kind, seinen leidenden Zustand und seinen Dank nach vollbrachter Heilung außer Acht läßt. Freilich unterläßt der Dichter nicht die Furchtbarkeit des Löwen hervorzuheben, um die Wirkung der Zähmung des in der Freiheit sich befindenden Thieres nicht allzu sehr abschwächen. Für die Glaubhaftigkeit des Ganzen aber hat der Dichter durch die anschauliche Schilderung und Belebung der drei wunderbar in die gewöhnliche Welt eintretenden Personen gesorgt, wo besonders die große Rede des Mannes so natürlich ergreifend wirkt, daß kein Zweifel an der Gegenständlichkeit dieser gläubigen Familie sich zu regen vermag. Hier zeigt sich dieselbe dichterische Kraft, welche im Faust so mächtig sich bewährt, diese „Dichterkünste", welche auch das Wunderbarste „wahr machen". Das Gottvertrauen, dessen Darstellung die Blüte und Blume unserer Dichtung ist, spricht sich nun noch zum Schlusse in der Strophe aus, welche das Kind frei nach der zweiten Strophe des zur Beruhigung des Löwen in der Familie gangbaren Liedes singt, wie wir es früher nach der ersten Strophe eine neue bilden sahen. Aber sonderbarer Weise ist das, was der Dichter von dieser neuen Strophe sagt, eben so wenig wahr als das, was er oben von der andern bemerkte; denn das Kind „verschränkt" nicht „nach seiner Art die Zeilen und fügt neue hinzu", sondern die Strophe ist eine ganz neue, in welcher weder Verse, noch Verstheile, noch Reime der beiden andern Strophen, auch nicht der oben vom Kinde neugebildeten, sich finden, sondern sie klingt nur darin an die erste Strophe an, daß im ersten Theile der Einfluß der Engel, im zweiten die Wirkung des Liedes, daneben aber auch des in der zweiten Strophe gefeierten frommen Sinnes hervortritt. So nehmen, beginnt der mit der Flöte eingeleitete und an einzelnen

Stellen von ihr unterbrochene Schlußgesang, Engel sich der guten Kinder an, bewahren sie durch ihre Mahnung vor dem Bösen. Das bei Goethe so ungemein häufige „und so"*) knüpft hier an die glücklich gelungene Zähmung des Löwen an.**) So, schließt das Kind, bezähmen frommer Sinn und Lied selbst den wilden Löwen, daß er wie an einen lieben Sohn***) sich an das Knie des Kindes schmiegt. Der Glaube und das Lied werden hier als eine Art Beschwörung gedacht, durch die man auf übernatürliche Weise das Verderbliche unschädlich macht und nach seinem Willen lenkt, wie man Schlangen, Feuer, Wunden u. s. w. beschwört. Also der fromme Glaube, welcher in dem Manne, in der Frau und ganz besonders in dem Kinde so mächtig hervortritt, wird auch im Schlußgesange desselben gefeiert, welches sich freut, unter dem Schutze seines Engels zu stehn. Und darauf läuft die ganze Novelle hinaus, sie will uns diesen starken, felsenfesten Glauben in den wunderbaren drei Personen darstellen, welche mit den wilden Thieren die Welt durchziehen; alles übrige dient bloß hierzu, zur Einleitung und zum hervorhebenden Gegensatze. Deshalb mußte die im Getümmel der Vorbereitung zur fürstlichen Jagd begonnene Novelle so einsam auf dem Schloßhofe enden, wo gerade dieser Glaube seine Verherrlichung findet. Alle Gedanken an die übrigen Personen sind vor diesem ergreifenden

---

*) Vgl. Lehmann über Goethes Sprache S. 257 ff.

**) „Selger Engel" (denn „seliger" beruht auf Versehen) heißt hier der Schutzengel, der nach dem frommen Glauben jedem Kinde zu Theil wird.

***) Der erste Druck hat hier „lieben", wonach der Löwe wie ein lieber Sohn an das zarte Knie des Kindes festgebannt werden würde, was weniger passend ist. Es ist demnach mit Riemer und Eckermann liebem zu schreiben, was sich auch in Eckermanns Gesprächen findet.

Bilde verschwunden, und wer hierauf noch nach Honorio, der Fürstin, dem Fürsten, dem Oheime fragen oder nicht beruhigt sein wollte, bis er hörte, der Brand sei gelöscht und der Mann komme, lasse den Löwen in den Käficht und fahre in Begleitung von Frau und Kind mit ihm zur Stadt, den hat die Macht der Dichtung nicht ergriffen und er kann keine Ahnung von künstlerischer Komposition haben. Goethe bemerkte mit Recht gegen Eckermann, dem der Ausgang zu einsam, zu ideal, zu lyrisch schien, er habe keine von den übrigen Personen am Ende noch hervortreten lassen können, ohne prosaisch zu werden; verstehe sich ja auch das, was von ihnen noch zu sagen wäre, von selbst. Die ganz real im Hofleben und mit Darstellung des äußern Lebens begonnene Geschichte ist eben da zu Ende, wo der fromme Glaube in höchster Glorie erscheint. Alles Mystische, was man in dieselbe hineingelegt hat, liegt ihr durchaus fern; der Dichter belehrt nicht, er stellt dar, er will diesen Glauben nicht als höchste Seligkeit preisen und alle auf diesen als das einzige Heil hinweisen, sondern er gibt eben nur ein menschlich anziehendes Bild jenes kindlichen Glaubens. Göschel hat in seinem Haschen nach einer mystischen Bedeutung und sittlich religiöser Belehrung sich so weit verirrt, daß er sogar in die rein zufällige Stellung der Novelle einen Sinn legt. Da sie nämlich auf die Unterhaltungen folge (das ist nicht einmal wahr, da „die guten Frauen" vorhergehen), so fabelt er, sie „schließe nach einer Reihe betrübender Bilder heillosen Zerfalls aller Zucht und Ordnung, aller Sitte und Eintracht, sühnend den Cyclus, wie etwa auf viele gellende Mißtöne ein einziger reiner Accord folge, welcher die Auflösung enthalte", worin er sich auch selbst dadurch nicht abhalten läßt, daß die Unterhaltungen mit dem Märchen schließen, welches doch nach seiner eigenen Deutung auf das neue verheißene Reich des

Segens geht. So rächt sich dieses Hineindeuteln durch einen doppelten thatsächlichen Irrthum. Solche religiöse und pietistische Verballhornungen eines Göschel, Giesebrecht und Vilmar gilt es von den frisch prangenden Blüthen vollendeter Dichtung als eine wahre Versündigung am Geiste des Wahren, Guten und Schönen kräftigst abzuwehren.

Die guten Weiber.

Kaum dürfte eine der dichterischen Arbeiten Goethes mit größerer Gleichgültigkeit, ja Kälte und Achselzucken aufgenommen worden sein, als unsere meist in Gesprächform gekleidete Erzählung, obgleich der Dichter sie mit der ihm eigenen Kunsteinsicht entworfen und mit klarer Anschauung und lebendiger Entwicklung in seiner reifsten und zugleich noch frischen Zeit freilich ohne großen Aufwand schöpferischer Gestaltung und tiefen Gemüthslebens ausgeführt hat. Nicht besser ging es ihm freilich im folgenden Jahre mit seinem zweiten Theile der Zauberflöte, den er schon einige Jahre vorher bearbeitet hatte. Verlangte man ja von Goethe eben nur großartige Werke, wie sein Wilhelm Meister und seine hinreißenden oder kunstvollendeten Dramen gewesen, oder mindestens strahlende Liederperlen, kaum daß man der hohen Kunstanschauung seiner Propyläen gerecht wurde und sein liebliches Festspiel Paläophron und Neoterpe sich gefallen ließ. Freund Knebel, der freilich damals gegen Goethe gar bitter verstimmt war, bezeichnete unser Gespräch als „ein wahres caput mortuum aller Artigkeit und alles Witzes, von bleischwerer Leichtigkeit", und er fand in diesem „Meisterwerk des gebildetsten Mannes des Jahrhunderts", wie er von seinen Freunden genannt werde, einen auffallenden Beleg zu der Aeußerung der Frau von Staël, daß die Deutschen von Natur keinen Geschmack hätten.

Später hat man unsere Erzählung als leichte Waare kaum der Beachtung werth gehalten, und ist stumm an ihr vorübergegangen, die Gegner nicht weniger als die Verehrer Goethes; bot sie ja weder zu besondern Ausstellungen Anlaß, noch zeigte sie erhabenen Schwung oder geistige Tiefe, noch konnten die Mystiker ihre Weisheit hineinlegen.

Die Veranlassung zu unserer Erzählung, die Goethe in den Annalen als einen „geselligen Scherz" bezeichnet, bot die Aufforderung des Buchhändlers Cotta an Schiller und Goethe, ihm Beiträge zu seinem Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801 zu liefern, das größtentheils durch Erzählungen von Huber, Lafontaine und Pfeffel ausgefüllt war, die auch als Herausgeber auf dem Titel genannt waren. Da Cotta die zwölf Karrikaturkupfer, die auf sechs Blättern böse Weiber darstellten, eingeschickt hatte, so entschloß sich Goethe in seiner Erklärung derselben gerade gute Weiber im Gespräche über diese Zeichnungen darzustellen, welchen Plan er wohl mit Schiller näher besprach. Den Entwurf machte er am 22. Juni 1800, die Ausführung erfolgte den 25., 26. und 27. Am Morgen des letztern Tages sandte er die vollendete Erzählung an Schiller mit den Worten: „Ich entschließe mich gleich meinen ersten Entwurf Ihnen zur Beurtheilung zu übergeben. Da es nur drum zu thun ist, eine Arbeit los zu werden, so scheinen mir diese Bogen, wie ich sie wieder nachlese, zu ihrem Endzweck beinahe schon gut genug; doch erwarte ich Ihr Urtheil." Wahrscheinlich theilte ihm Schiller sein Urtheil mündlich schon denselben Abend mit. Am 10. Juli sandte er die Erzählung an Cotta zum Drucke ab. Schiller lieferte zu dem Taschenbuch seine Worte des Wahns, die er nach seiner eigenen Angabe im vorigen Jahre gedichtet, wahrscheinlich jetzt nur neu durchgesehen hatte. Das Taschenbuch brachte letztere unmittelbar

hinter Goethes Erzählung, die ursprünglich den Titel führte: „Die guten Frauen, als Gegenbilder der bösen Weiber, auf den Kupfern des diesjährigen Damenalmanachs. Hierzu 12 Kl.(eine) Kupfer." In die erste von 1806 bis 1808 erschienene Ausgabe von Goethes Werken fand das Gespräch keine Aufnahme; erst die zweite, 1815 begonnene, brachte es im dreizehnten Bande (1817) vor den Unterhaltungen, nach Cagliostros Stammbaum, unter dem einfachen Titel Die guten Weiber, mit einigen kleinen Veränderungen, aber auch leider manchen Druckfehlern, welche in der Ausgabe letzter Hand noch vermehrt wurden, die es im fünfzehnten Bande (1828) zwischen den Unterhaltungen und der Novelle gab.

Goethe hatte den glücklichen Gedanken, statt die Zerrbilder böser Weiber, die eigentlich am wenigsten in ein Damentaschenbuch passen, witzelnd zu erklären, wie es Lichtenberg bei Hogarths launigen Zeichnungen gethan hatte, ihnen Bilder guter Weiber entgegenzusetzen, die aber nichts weniger als Ideale sein sollten, sondern eben Frauen, wie sie das Leben zur Förderung des Familienlebens und heiterer Geselligkeit nicht gar selten bietet, dabei aber geschickt die Erklärung abzulehnen, ohne jedoch die Bilder ganz unberücksichtigt zu lassen, vielmehr wollte er auch des gewöhnlichen Gefallens an solchen Zerrbildern gedenken, und einige derselben ausdrücklich erwähnen, ja die Unverständlichkeit eines derselben hervorheben und seinen schwer zu errathenden Sinn andeuten. Ein zweiter nicht weniger glücklicher Gedanke war es, daß der Dichter von seinen guten Weibern keine Schilderungen gab, sondern diese sich selbst in lebhaftem Gespräche, und zwar gerade über die Kupfer, darstellen ließ, wobei er auch Bilder anderer Frauen einmischen und sich überhaupt über Frauencharaktere aussprechen konnte. Dadurch ward das Ganze ein Gespräch über

die Kupfer zwischen gebildeten Damen und Herren, und ein anziehendes einheitliches Gegenstück zu den zu erklärenden, aber durch die Erklärung zur Seite gedrängten Kupferbildchen.

Wir werden in einen Sommerklubb geführt, wie er auch in Weimar nicht fehlte. Dort war eben im vorigen October die Gesellschaft Resourçe entstanden, die später den Namen Erholung annahm. Der hier geschilderte Klubb steht gerade in seiner schönsten Zeit, wo das gute Verhältniß der Personen zu einander im Steigen ist, da die meisten Mitglieder „meist gebildete, wenigstens mäßige und leidliche Menschen" sind, die wechselseitig ihren Werth schätzen, woher „das allgemeine Gespräch oft von der Art ist, daß man gern dabei verweilen mag", da man hier nicht allein spielt und Zeitungen liest, sondern sich auch gern in heiterer Unterhaltung ergeht. Unter den Personen, die wir hier kennen lernen, ist nur ein Ehepaar, Herr und Frau Seyton, wobei gleich bemerkt sei, daß alle Personen, die der Dichter mit Zunamen vorführt, fremde Namen haben; nur bei einem deutet er an, der Name, unter dem er ihn einführt, Sinklair sei, nicht sein wahrer Name, wie es gleichfalls bei dem Laertes in den Lehrjahren der Fall ist, dessen Name mit Bezug auf den gleichnamigen Bruder der Ophelia in Shakespeares Hamlet gewählt ist. Woher der Freund des Herausgebers des Taschenbuches, der diesen geschickt hat, um ihm hier etwa eine Erklärung der Kupfer zu verschaffen, gerade den schottischen Namen Sinklair erhalten, weiß ich nicht; etwa aus einem englischen Roman oder Drama, in welchem dieser eine Vermittlerrolle spielt. Uebrigens vertritt Sinklair nichts weniger als des Dichters eigene Ansicht. Wenn Goethe seinen Personen fremde Namen gibt (außer den genannten den italienischen Armidoro und den französischen Arbon), so schienen ihm hier wohl die gewöhnlichen deutschen Zunamen, bei seiner sonst den gewöhnlichen

Ton der Unterhaltung anschlagenden Erzählung diese etwas zu sehr herabzudrücken. Auch sonst hat er in seinen Erzählungen und Romanen sich meist deutscher Zunamen enthalten und diese fast ganz vermieden, nur die Namen Meister und Werner hat er in den Lehrjahren gebraucht. Madame Seyton (ihr Vorname Meta [Margarethe] wird gelegentlich von ihrem Gatten erwähnt) wird als eine liebenswürdige Frau, eine gute, treue Gattin, die ganz das Vertrauen ihres Gatten genießt, eingeführt. Ihre lebhafte Sinnlichkeit will heiter beschäftigt sein, sie bedarf, um ihre häuslichen Tugenden gerne zu üben, Lustbarkeiten und Zerstreuungen; einen Hausfreund kann sie nicht entbehren, der sie zu diesen begleitet, da ihr Mann, obgleich von angenehmem Umgange, doch zur Unterhaltung in größern Kreisen wenig geneigt ist. Eine Madame Seyton ähnliche, aber geistig gewecktere Natur ist die von einer glücklich erwiederten Neigung zu Armidoro ergriffene Henriette, eine durchaus liebenswürdige Erscheinung, die vor allen durch ihre lebhafte Empfindung, ihr heiteres Aufnehmen der Welt von der besten Seite, ihre gutmüthige Theilnahme an allen Personen und Dingen hervorglänzt, eine jener muntern Naturen, die Goethe so einzig gelingen. Sie ist stets zum Reden bereit, im Ausfragen unermüdet, eine besondere Freundin von Räthseln und Charaden. Mit gleicher Freundlichkeit tritt sie allen entgegen, da ihr schönes Herz nur Freude und Lust verbreiten möchte. Einen scharfen Gegensatz zu ihr bildet die ernste, tiefer und feiner angelegte, aber auch etwas schwerere, weniger leichtlebige und freundliche, im Bewußtsein ihrer verständigen Natur oft in Bitterkeit und Hohn sich gefallende Amalie. Ihre Wißbegierde läßt sie manchen Abend bei „Journalen, Zeitungen und andern Neuigkeiten (neuen Büchern)“ am Lesetische zubringen, wo sie sich weder durch das Kommen und Gehen noch durch die

laute Unterhaltung und das Geräusch der Spieler hindern läßt. Sie ist nichts weniger als gesprächig, nur da, wo sie sich zum Widerspruche veranlaßt fühlt, hält sie nicht zurück, sondern mit Schärfe ihre Ueberzeugung ausspricht. Auch darin steht sie Henrietten entgegen, daß ihr die Hunde, als Zerrbilder der Menschen, zuwider sind, so daß sie zu der Behauptung sich hinreißen läßt, der Verstand stehe in Gegenwart der Hunde still.*) Goethe selbst hatte einen großen Widerwillen gegen Hunde, besonders wegen ihres Bellens, wenn er auch manche Hunde um sich dulden mußte, und er das Wort, das ihn Falk einmal, als er einen Hund auf der Straße bellen hörte, äußern läßt: „Larve, mich kriegst du nicht unter," nicht in dieser Weise gesagt haben mag. Wenn die ernste Amalie mit ihrem scharfen, etwas kühlen Verstande sich mit Litteratur und Geschichte gern beschäftigt, so tritt uns in Eulalien, bei deren Namen man nicht an den eigentlichen Wortsinn (Wohlredende) denken darf, eine glückliche Schriftstellerin entgegen, die durch ihren gebildeten Geist eine der schönsten Zierden dieses Klubbs ist, nichts weniger als aufdringlich und eingebildet, die sich auch nicht bereden läßt, das von Armidoro niedergeschriebene Gespräch zu bearbeiten, da sie nur dem Antriebe ihres eigenen Geistes folgt. Eben ist sie mit einem Märchen beschäftigt, und diese anspruchslose Dichtart scheint ihrer Natur am gemäßesten zu sein. Eben so wenig als Amalie hat sie ein Verhältniß zu einem der jungen Männer; freilich kommt sie nicht allein, wie die abgeschlossene Amalie, aber an Arbon, „einen denkenden Künstler", der sie begleitet, schließt sie keine Liebesneigung, sondern nur dessen künstlerische Begabung; ihre Natur scheint sie mehr zu

*) Bei Goethe lautet der „gemeine deutsche Ausdruck" dafür „die Vernunft steht still".

Frauen als zu Männern zu ziehen, obgleich sie die reichere Kenntniß derselben und ihren gebildeten Umgang gern genießt. Von den vier Männern ist Seyton ein munterer Lebemann, der auf seinen Reisen vieles erlebt und erfahren hat, Sinklair ein feiner Beobachter der Welt, der besonders dem Seelenleben seine Aufmerksamkeit schenkt, während der jüngere Armidoro eine mehr praktische Natur ist, die immer das Nützliche im Auge behält und so auch bei dem Uebergewicht, das die Frauen über die Männer gewinnen, den Vortheil und Nachtheil erwägt, den beide davon haben; Arbon erscheint nur von Seiten seiner künstlerischen Beurtheilungsgabe.

Die vier Frauen, deren verschiedener Charakter sich im Gespräche entwickelt, sind es, die den schroffen Zerrbildern der Kupfer entgegentreten, um die Damen, denen das Taschenbuch gewidmet ist, mit diesen auszusöhnen, da es gerade Bilder aus dem Leben, welche nicht von aller Schwäche frei sind, doch als edle Naturen unsern Antheil gewinnen. Ein paar andere Frauen lernen wir in den glücklich eingewobenen Geschichten kennen, doch ist unter diesen nur eine, deren Bild weiter ausgeführt ist, um in der Galerie der guten Frauen eine Stelle zu verdienen, diejenige, welcher der Dichter den Namen Margareta gibt. Die paar Hundegeschichten werden durch die Erzählung von Seyton und seiner Gattin veranlaßt, wie in dem gewöhnlichen Gespräche Geschichten ähnliche hervorzurufen pflegen, und was Eulalie von der wunderbaren Entstehung des Märchens ihrer Freundin berichtet, wodurch Seyton zu einer andern kleinen Erzählung veranlaßt wird, ist eigentlich ein Gegenbild zu ihr selbst, da sie nicht, wie jene, aus krankhafter innerer Unruhe, wie in einem beständigen Fiebertraum schwebend, sondern aus gesunder, frisch angeregter Einbildungskraft mit künstlerischem Bewußtsein ihre Märchen schöpft.

Die Stellung der vier Frauen gegen die Karikaturzeichner ist ihrem Charakter gemäß eine durchaus verschiedene. Während Madame Seyton denselben gar keine Beachtung schenkt, da sie überhaupt von allen Angelegenheiten der schönen Wissenschaften und Künste eben so wenig etwas wissen will, als sie davon versteht, läßt sich die heitere Henriette die Karikaturen gern gefallen, ja sie machen ihr Spaß. Amalia verwirft alle Zerrbilder mit dem heftigen Widerwillen ihrer edlen Natur, woher sie fordert, daß der Herausgeber sie aus dem Taschenbuche für Damen entferne. Eulalie äußert sich gar nicht darüber, gibt aber stillschweigend dem Vorwurfe recht, daß der Künstler sich damit an dem schönen Geschlechte versündigt habe, und wenn sie dem Wunsche Armidoros, im Gegensatze zu den dem Künstler diesmal beliebten bösen Frauen eine Anzahl guter Frauen zu schildern, nicht willfährt, so hält sie, außer dem Mangel an Zeit, die Betrachtung davon ab, daß keine Frau mit dem wahren Enthusiasmus für ihr eigenes Geschlecht eintreten und die Lichtseite der Frauen eigentlich nur von einem jungen feurigen Liebhaber dargestellt werden könne. Solche Gegenbilder der guten Frauen kommen auch eben so wenig als die von Sinklair gewünschte Erklärung der Kupferbildchen zu Stande, dagegen stellt sich Sinklair und Armidoro das heutige Gespräch selbst als genügendes Gegengewicht gegen die Zerrbilder böser Frauen dar, da die guten Frauen, welche in demselben erscheinen und sich aussprechen, die schönen Leserinnen mit dem Herausgeber versöhnen werden, und so wird es denn, freilich nur von Männerhänden bearbeitet, im Taschenbuche „den guten Frauen zu weiterer Beherzigung vorgelegt", wie jene Zerrbilder, welche der Künstler diesmal gewagt habe, zu nehmen seien, die erheitern, keineswegs verletzen sollen, da der Werth der Frauen dadurch

nichts weniger als in Frage gestellt, vielmehr die guten um so höher geschätzt werden.

Verfolgen wir die Erfindung unserer Erzählung, so haben wir den feinen Kunstsinn des nach einem klar gedachten Entwurfe arbeitenden Dichters und die glückliche Ausführung im einzelnen zu bewundern. Nachdem wir kurz von dem Verhältnisse Henriettens zu Armidoro gehört, die schon einige Zeit im Garten des Sommerklubbs auf- und abspaziert sind, eilt erstere ihrer aus der Ferne gesehenen Freundin Amalie nach, die sich bereits in das Lusthaus begeben und sich dort an den Lesetisch gesetzt hatte, an welchem sie häufig ganze Abende zubrachte. Der Gegensatz beider Naturen tritt schon hier bestimmt hervor. Ihre wirkliche gegenseitige Begrüßung übergeht der Dichter über ihrer kurzen Schilderung, und läßt sofort, ehe noch Armidoro Henrietten folgt, Sinklair zu ihnen treten, von dem die gesprächige, ihn mit der Frage, was er Neues bringe, empfangende Henriette erfährt, daß er die Kupfer zum neuen Damenkalender bei sich trage, auf denen in zwölf Abtheilungen Frauenzimmer vorgestellt seien. Die aufmerkende Amalie erkennt sogleich aus dem schweigenden Lächeln, mit welchem er Henriettens weitere Erkundigung aufnimmt, daß es sich um etwas die Frauen Herabsetzendes handle, und sie spricht ihre Entdeckung mit der feinen und höhnischen, ihr wohl stehenden Miene und dem Vorwurfe gegen die Männer aus, daß diese sich so viel wissen, wenn sie durch irgend etwas die Frauen heruntersetzen können. Sinklair will sich durch diesen harten Vorwurf abhalten lassen, mit seinen Karikaturen herauszurücken, aber Henriette, die lebhaft ihr Gefallen an Zerrbildern ausspricht und daß ihr auch Abbildungen böser Weiber nicht zuwider sind, überwindet durch ihr entschiedenes Verlangen, die Zeichnungen zu sehn, des Freundes Bedenken, während Amalie aus Widerwillen kein

Wort äußert. Henriette freut sich der recht lustigen und besonders hübsch gestochenen kleinen Kupfer, die sie rasch aus der gleich am Anfange von Sinklair hervorgezogenen Brieftasche herausnimmt und vor sich ausbreitet. Sogleich entdeckt sie auffallende Aehnlichkeiten mit bekannten Personen, sogar mit einer Dame des Klubbs und mit ihrer Großtante. Die Frau mit dem Schnupftabacksfinger unter der Nase befindet sich auf dem ersten, Café du beau monde unterschriebenen Bildchen, die mit der Katze auf dem dritten, als „Tischgespräch" bezeichneten, die Dame mit dem Knaul und dem Zwirnhalter auf dem sechsten, unter welchem das Wort aus Ifflands Hausfriede steht: „Die Männer müssen niemals müde werden", der geblickte Magister auf dem fünften mit der Unterschrift: „Und er soll dein Herr sein". Amalie, die sich durch das Auffinden der Aehnlichkeit mit wirklichen Personen unangenehm berührt fühlt, kann ihre Mißbilligung nicht zurückhalten. Nachdem sie, um sich von der Grundlosigkeit dieser Aehnlichkeit zu überzeugen, einen kalten, keinen Antheil verrathenden Blick auf die Bilder geworfen, bemerkt sie etwas spitz, die Aehnlichkeit bestehe nur in der Häßlichkeit, die dem menschlichen Geiste zuwider sei, während alles Schöne ihn anziehe. Sinklair hebt dagegen hervor, der Witz des Künstlers („Phantasie und Witz") finde gerade beim Häßlichen seine Rechnung, nicht bei dem Schönen. Armidoro, der gleich nach Sinklair eingetreten und ans Fenster getreten war, hebt dagegen hervor, wie hoch das Schöne über dem Häßlichen stehe; das eine erhebe uns, mache uns zu etwas, das andere bringe uns mit dem Gemeinen zusammen und vernichte uns. Auch er hat keine Lust an Karikaturen, wie er es hier kurz andeutet, worauf er sich entfernt, ohne auf die vorliegenden näher einzugehn. Wir erfahren im Folgenden, daß auch er ein Freund des Herausgebers ist, dem die Kupfer zu dessen Taschenbuche und

die Noth, welche dieser ihretwegen hat, wohlbekannt ist. Da er voraussieht, das begonnene Gespräch über die Kupfer werde einen anziehenden Verlauf nehmen, besonders wenn noch andere Mitglieder der Gesellschaft, wie er erwarten darf, dazu kommen, so hofft er, seinem Freunde auf einem ganz eigenthümlichen Wege aus der Noth zu helfen, wenn er dieses Gespräch aufzeichne und es dem Herausgeber als Beitrag zum Taschenbuche und als eine Art Erklärung seiner Kupfer übergebe. Deshalb begibt er sich in das anstoßende Kabinet, wo er die Unterhaltung hören und ungesehen aufschreiben kann.

Goethe benutzt diese Gelegenheit, uns über den damaligen Zustand des Klubbs nähern Aufschluß zu geben, ehe er ein neues Paar desselben einführt. Nachdem er dasselbe charakterisirt hat, entschuldigt er diese Art, den Leser kurz mit dem Charakter seiner Personen bekannt zu machen, statt, wie der Dichter, sie durch ihr Auftreten und Handeln sich selbst bezeichnen zu lassen, mit der Kürze, welche sich der Gesprächschreiber wohl gestatten dürfe. Wir müssen gestehn, daß wir diese Entschuldigung wenig zutreffend finden, und gern die ganze Stelle: „Der Dichter soll uns — weghelfen" gestrichen sähen. Vielleicht ist sie auch nur ein nachträglicher Zusatz, ja wir möchten dasselbe auch von dem vorhergehenden Absatze: „Alle Klubbgesellschaften — verweilen mag" vermuthen, der uns nicht durchaus nöthig, ja eher etwas störend scheint.

Seyton tritt mit seiner Frau und ihrem Hausfreunde ein. Er allein begibt sich an den Tisch, während die Frau, die sich um solche Dinge nicht kümmert, sich mit ihrem Hausfreunde unterhält. Die Begleitung des Hausfreundes und des Windspiels, das der Frau Seyton immer folgt, wird hier übergangen. Henriette fragt den an den Tisch tretenden Seyton sogleich in ihrer leb-

haften Weise, ob er nicht auch der Ansicht sei, daß jedes Zerrbild eine unwiderstehliche Anziehung und einen unauslöschlichen Eindruck übe, wogegen Amalie sich nicht entbrechen kann, scharf hervorzuheben, beides beweise noch nicht den Werth der Karikaturen, da ja auch jede üble Nachrede einen gewissen Reiz habe und auch das Ekelhafte sich unauslöschlich den Sinnen einpräge. Seyton, der sich endlich der Aeußerung seiner Ansicht auf Henriettens wiederholte Aufforderung nicht entziehen kann, nimmt sich der Karikaturzeichner an, da man, weil in allem Menschlichen sich ein Gegensatz zeige*), auch dem Zeichner nicht verwehren könne, sowohl das Häßliche als das Schöne dazustellen, ja er dürfe auch das Schöne in seinen Kreis ziehen, wie auch die Freunde der Verschönerungskunst das Häßliche zu sich herüberziehen. Amalie dagegen findet es unverantwortlich, wie man vorzügliche Männer durch Karikaturen so schändlich entstelle, daß man sie kaum anders sich noch vorstellen könne, was sie in Bezug auf die berühmten politischen Gegner Pitt und Fox ausführt, von denen der erstere damals noch mit starker Hand England lenkte, während der andere sich schon mehrere Jahre lang auf seinem Landsitze ländlichen und wissenschaftlichen Arbeiten hingab.**) Die Karikaturzeichner der englischen Opposition, Fores, Holland u. a., stellten die Minister gern unter Thiergestalten vor, während der geistvollste Karikaturzeichner James Gillray auf Seiten der Minister stand. Goethe hatte diese Karikaturen wahrscheinlich aus Böttigers seit

---

*) In dem Satze „Unser Geist scheint zwei Seiten zu haben" ist seit 1817 mit Recht das nach „scheint" stehende „auch" weggelassen, wogegen vorher in der Schilderung Seytons „riel" vor „gereift" eingeschoben wurde.

**) Bei der Bezeichnung der bekannten Karikaturen ist „wohlgesacktes" ein seit 1817 fortgepflanzter, erst neuerdings verbesserter Druckfehler statt „vollgesacktes".

1798 erscheinender Zeitschrift London und Paris kennen lernen oder etwa aus Posselts bei Cotta herauskommender allgemeiner Zeitung. Aber Henriette hat gerade an dieser Unauslöschlichkeit jener Fratzenbilder ihre wahre Freude, und sie gesteht, daß sie sich manchmal einen Spaß damit mache, solche wunderlichen Zerrbilder sich vorzuführen, ja sie in Gedanken noch immer mehr zu verzerren, wobei sie auf die übertriebene Behauptung Amaliens gar nicht eingeht, daß man bestimmte Persouen sich am Ende nur unter ihrem Karikaturbilde denken könne. Natürlich liegen Pitt und Fox als Staatsmänner der heitern Henriette ganz fern, da sie an der Politik keinen Theil nimmt.

Sinklair aber sucht die Damen von ihrem Streite über die Berechtigung der Karikatur abzubringen und ihre Aufmerksamkeit wieder auf die vorliegenden Bildchen zu lenken, für die er gern einen Erklärer gewinnen möchte. Seytons Blick fällt hierbei gerade auf das zehnte Bild, eine echte Thierfreundin, die einen Hund auf dem Arme trägt, während zwei andere und eine Katze ihr folgen, noch andere von einem Bedienten nachgetragen werden. Amalie findet ausnahmsweise gegen diese Verspottung nichts einzuwenden, weil ihr gerade die Hunde als Zerrbilder der Menschen, denen sie durch so manche Fertigkeiten, ja durch eine Art von Verstand und treuer Anhänglichkeit ähnlich werden, besonders verhaßt sind. Es ist ein gar treffender Zug, daß ihr leidenschaftlicher Haß gegen die Hunde sie ihrem Grundsatze untreu werden läßt. Das ist glücklich aus dem Leben gegriffen. Seyton erinnert sich hierbei an die auffallende Bemerkung eines Reisenden, daß er in Grätz so viele Hunde und so viele stumme, halb alberne Menschen gefunden habe*), was fast auf einen bösen Einfluß der

*) Den hier gemeinten Reisenden (denn offenbar bezieht sich Seyton auf eine gedruckte Reisebeschreibung) kann ich nicht angeben. Bei Nicolai, Stol-

Hunde auf die Menschen schließen lasse, eine Vermuthung, wie sie dem bloß auf das Aeußerliche gerichteten Seyton ganz gemäß ist. Sinklair will nur im allgemeinen zugeben, daß Thiere unsere Neigungen und Leidenschaften ableiten, wogegen Amalie ihrem Widerwillen gegen die Hunde in der an Seytons Bemerkung anknüpfenden Aeußerung Luft machen muß, daß in Gegenwart von Hunden nach dem gemeinen Ausdruck, den sie hier mit Absicht braucht, der Verstand stille stehe. Sinklair aber will das allgemeine Gespräch wieder auf die gegenwärtigen Verhältnisse lenken, indem er der leidenschaftlichen Amalie gegenüber scherzend bemerkt, in ihrem Klubb bezeige nur Madame Seyton besondere Liebe zu einem Hunde, wobei er aber hervorhebt, daß deren Windspiel das sie auch diesmal begleitete, wirklich ein artiges Thier sei. Dadurch veranlaßt er ihren Gatten zu der Aeußerung, dieses Windspiel müsse ihm als ihrem Gemahle sehr lieb und wichtig sein. Seine Gattin, der nicht entgehn kann, daß er damit auf ihre Geschichte deutet, droht ihm deshalb scherzhaft mit dem Finger, wodurch er sich aber nicht abhalten läßt, weiter zu bemerken, dieses Geschöpf beweise gerade die Richtigkeit der frühern Behauptung Sinklairs, und er bittet seine Frau um die Erlaubniß, ihre Geschichte erzählen zu dürfen, welche diese dann durch einen freundlichen Wink gibt. Die Erzählung, welche zweimal durch eine heitere Zwischenbemerkung der dabei besonders betroffenen

---

berg u. a. finde ich keine darauf bezügliche Bemerkung. Sollten die „Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest nach Venedig und von da zurück" von Joh. Hammer, die gerade in diesem Jahre zu Berlin erschienen, diese Bemerkung enthalten? An frühere Reisen, wie „Italien und Deutschland" von Moritz und Hirt (1789—1792), die „Durchflüge durch Deutschland" von L. v. Heß (1793—1796), Grimms „Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich u. s. w." (1775—1779), dürfte kaum zu denken sein.

Gattin glücklich unterbrochen, am Ende von dieser als im allgemeinen richtig bestätigt wird, zeigt eigentlich nicht, daß ein Hund die Neigungen ablenken könne, wenn das Windspiel auch die Veranlassung war, daß der zweite Liebhaber entfernt wurde, sondern daß der Hund durch die Macht der Ideenverbindung die Erinnerung an den Entfernten, dessen steter Begleiter er war, festhalten, ja auch die schwindende Erinnerung wieder frisch beleben könne. Freilich thut zuletzt ein kluger Freund des entfernten Liebhabers*) das Beste, aber dieser verläßt sich eben auf den Einfluß, welchen das neue Windspiel üben werde. Wenn die Anspielung auf die Geschichte des treuen Hundes des Ulyß (Odyssee XVIII, 291 ff.) etwas gelehrt, besonders für die Gattin, scheint, so darf man wohl annehmen, daß Seyton, als er bei seiner Abreise seinen Hund ihr zurückließ, schon darauf hingedeutet haben werde. Die Gattin macht nun, mit Bewilligung ihres Gatten am Arm des bisher noch nicht erwähnten Hausfreundes einen längern Spaziergang, da ihr Gatte sich doch wohl bald an den Lombretisch setzen werde. Seine Mahnung, auch den Hund mitzunehmen, der hier lästig sein würde, erregt bei der Gesellschaft ein Lächeln, da derselbe als ein Erinnerungsmittel sich bewährt hatte, und man eine Hindeutung darauf in das ohne weitere Nebenabsicht gesprocheue Wort mit der geselligen Kreisen in solchen Fällen eigenen Schadenfreude hineinlegt. Die Schadenfreude bezieht sich darauf, daß Seyton, ohne es zu merken, ein Wort gesagt hatte, das darauf gedeutet werden konnte, als ob es einen solchen Erinnerungsmittels gegen den Hausfreund bedürfe. Daß

---

*) „Als stiller Menschenkenner und Herzenslenker“, insofern er die Mittel kennt, wodurch er auf das Herz zu wirken weiß. Seit 1817 hatte sich Herzenskenner fortgepflanzt, was neben Menschenkenner kaum an der Stelle ist.

Seyton sich nun wirklich an den Lombretisch begab, wird hier ebenso wenig bemerkt, als daß Armidoro aus dem Kabinet wieder zur Gesellschaft trat, was wir erst weiter unten hören.

Wie eine Geschichte in der Gesellschaft andere ähnliche hervorzulocken pflegt, zeigt sich auch hier wieder. Sinklair bringt aus seiner eigenen Erfahrung die gerade umgekehrte Geschichte, wie ein Hund zur Trennung eines Verhältnisses geführt habe.*) Nach einer Vermuthung von Löpers würde Goethe hier auf sein Verhältniß zur Frau von Stein deuten, die in der hier bezeichneten Weise ihn nach seiner ersten Rückkehr aus Italien empfangen hätte; aber das, was sie trennte, war etwas ganz anderes, wenn es auch Frau von Stein an einem Lieblingshunde nicht fehlte, so daß freilich die Liebkosungen, mit welchen Frau von Stein in seiner Gegenwart sich gegen ihren Hund wandte, während sie gegen seine Mittheilungen sich kalt zeigte, dem Dichter hier vorgeschwebt haben könnten. Auch Armidoro, der auf den sittlichen Menschen besonders seine Aufmerksamkeit wendet, kann sich nicht enthalten, ein Beispiel zu erzählen von dem merkwürdigem Einflusse, den gesellige Thiere oft auf das Schicksal des Menschen üben. Hatte das Windspiel Seytons Geliebte an den Entfernten erinnert und ihre Treue bewahrt, ein anderer Hund ein sich entwickelndes Verhältniß gestört, so führt in seiner Geschichte ein Löwenhündchen zur Zerstörung des ehelichen Glückes und zur Zerrüttung des Hauswesens, da der Gatte in dem seiner Gattin geschenkten Hündchen den Beweis einer Verführung oder einer Verachtung seiner Frau von Seiten seines Freundes findet. Die Geschichte ist weniger eine Hundegeschichte, da auch

*) In den Worten: „Ich erzählte so manches andern" hat sich seit 1817 der Druckfehler „andere" fortgepflanzt.

jedes andere Geschenk unter gleichen Verhältnissen dieselbe Wirkung gehabt haben könnte; es tritt in ihr der leichtsinnige Uebermuth des treulosen Jugendfreundes hervor. Die fremden Namen, von denen der eine französisch, der andere italienisch ist, beide auch literarisch bekannt, sollen die Geschichte nur in die Ferne rücken, sonst wird jede nähere Bestimmung des Ortes absichtlich gemieden. Der Ausgang der Geschichte ist ganz knapp angedeutet, da es dem Erzähler nur um die Wirkung des geschenkten Löwenhündchens zu thun ist, wobei freilich das eigentlich Tragische zu kurz kommt. Fast sollte man glauben, Armidoro wolle damit alle weitere Hundegeschichten abwehren.*)

Jetzt tritt ein anderes Paar in die Gesellschaft, die Schriftstellerin Eulalie und der Zeichner oder Maler Arbon, von denen die erstere erst weiter unten besonders hereingezogen werden soll, der andere aber hier gleich verwandt wird, um über eines der Bilder vom künstlerischen Standpunkt sein Urtheil abzugeben und sich über Erklärung von Bildern auszusprechen. Daß Armidoro gleich nach dem Erscheinen des neuen Paares sich entfernt, wird übergangen, auch wie man Eulalien, deren Charakter vortheilhaft eingeführt wird, die Bilder vorgelegt, nur kurz bezeichnet Ohne Zweifel ist es Henriette, welche die Freundin heranzieht, was, statt des unbestimmten man, ausdrücklich bemerkt sein sollte. Eulalie, die mit Arbon die Bilder anschaut, äußert sich darüber nicht, da Amalie mit der bittern Bemerkung einfällt, es sei nicht genug, daß man die bösen Weiber bildlich darstelle, es werde nun auch wohl gar (sie erkennt wohl, was Sinklair im Sinne hat) ein witziger Schriftsteller darüber kommen, um die Sache weiter

---

*) Statt „des Sinnes" (des beleidigten Ehemanns) ist erst neuerdings das richtige „der Sinne" des ersten Druckes hergestellt worden.

auszuspinnen. Sinklair muß sich der Bilder im Auftrage seines Freundes annehmen*) und auch gestehn, daß freilich die Kupfer einer Erläuterung bedürfen würden. Zerrbilder, bemerkt er, bedürften alle einer Erklärung**), die sie erst belebe; Witz sei nicht das eigentliche Feld des bildenden Künstlers, dessen Kunst nicht dazu genüge, sondern die Sprache zu Hülfe nehmen müsse.***) Er vertheidigt die Sache seines Freundes, der eben eine Erklärung zu diesen Bildern haben muß, so gut, als ihm möglich ist. Die unzufriedene Amalie aber benutzt diese Gelegenheit, um auf die Unverständlichkeit eines der Bilder hinzuweisen, wodurch der Dichter nicht allein Sinklair Gelegenheit geben will, den Sinn desselben zu erklären, sondern auch Arbon veranlaßt, den Fehler des Künstlers zu bezeichnen und eine bessere Anordnung anzugeben.†) Das von Amalien beschriebene Bild ist das neunte der Reihe. Die lebhafte Henriette geht Arbon dringend an, eine kunstgemäßere Darstellung des von Sinklair bezeichneten Gegenstandes zu entwickeln. Hier spricht aus Arbon der Dichter selbst, der überall auf die anschaulichste Vergegenwärtigung des Gegenstandes drang.††) Arbon benimmt sich aber dabei nicht vornehm

*) In den Worten „die Bilder ganz fallen lassen“ hatte sich seit 1817 der noch in die Ausgabe letzter Hand übergegangene Druckfehler ausfallen eingeschlichen.

**) Vor den Worten „daß ein Zerrbild“ war seit 1817 das nöthige „ja“ ausgefallen, wie am Anfange der folgenden Rede Sinklairs „doch“ nach „So soll ich also“.

***) Der Uebergang aus der abhängigen in die unabhängige Rede hätte hier angedeutet werden sollen.

†) In den Worten: „Lassen Sie uns vorher den Gegenstand genauer betrachten“ liest man seit 1817 genau, was keineswegs zu verwerfen ist.

††) Er gedenkt hierbei der Großmutter Brantômes, welche der Königin Margaretha von Navarra, der Schwester Franz 1., das Dintenfaß halten mußte, wenn diese in der Sänfte ihre Geschichten aufschrieb, deren vollständige

belehrend, sondern er läßt die schöne Henriette, die nicht bloß gern fragt, sondern auch räth, nachdem er das Unschickliche gezeigt, selbst das Gehörige aussprechen, die denn auch später, nachdem Arbon die bessere Anordnung im einzelnen bezeichnet hat, die weitere Ungehörigkeit hervorhebt, daß ein Dintenfaß schon auf dem Tische steht, wodurch jeder Gedanke, das, was das Mädchen hält, sei ein Dintenfaß, entfernt werde. Als aber Sinklair den Künstler entschuldigen will, der eben dem Erklärer Raum lassen wolle, besteht Arbon, nachdem er über die beiden im Bilde an den Wänden hängenden Männer ohne Kopf gespottet hat,*) entschieden darauf, daß jedes witzige Bild sich selbst erklären müsse; nur weil man wisse, daß es Erklärungen zu Kupferstichen gebe, mache man solche, die einer Erklärung bedürften. Freilich gibt er Sinklair zu, daß witzige Bilder, welche auf bestimmte Umstände und Verhältnisse, die nicht jedem bekannt seien, anspielen sollen, deshalb einer Erklärung ihres geistreichen Spieles bedürfen, aber diese Erklärungen müssen dann eben nur möglichst kurz und schlicht die nöthigen Angaben bieten, wie man ja auch zu fremden Dichtwerken, wie zu Rabelais und Butler (Goethe nennt einmal den Dichter, dann das Dichtwerk) solche Anmerkungen habe. So wenig eine witzige Erklärung eines witzigen Dichtwerkes gefallen würde, so wenig sei eine witzige Erklärung von witzigen Bildern zu billigen. Sinklair will auch hier wieder den allgemeinen Streit unterbrechen, um die Rede auf seine Bilder zurückzuführen, für

---

Sammlung unter dem Titel Heptaméron des nouvelles nach ihrem Tode (1559) erschien. Brantôme selbst erzählt dieses in seinen Mémoires, in welchen seine Großmutter Anne de Vivonne, die Frau des Seneschalls von Poitou, als eine sehr bedeutende Frau erscheint.

*) Sie sollen wohl auf die kopflosen Verehrer unserer Schriftstellerin deuten.

welche sein Freund eben eine Erklärung in herkömmlicher Weise verlange.

Eben kommt Armidoro, welcher einen besondern Vorschlag zu machen hat, wieder aus dem Kabinet. Durch seine Bemerkung, daraus, daß man noch immer mit den Bildern beschäftigt sei, ergebe sich, wie wenig man damit zufrieden sei, ruft er Amaliens Forderung hervor, endlich solle man doch über dieselben zur Tagesordnung übergehn, dem Herausgeber aber möge man aufgeben*), sie ja nicht in sein Taschenbuch für Damen aufzunehmen; müsse dieser ja selbst einsehn, daß er dadurch sein Unternehmen zu Grunde richte, da kein Liebhaber, kein Gatte, kein Vater es wagen werde, einen solchen Kalender als Geschenk auszuwählen.**) Armidoro aber erinnert daran, daß ja schon in andern zierlichen Almanachen ähnliche Zerrbilder sich fänden, deren bösen Eindruck man freilich dadurch abgeschwächt habe, daß man dem Widerwärtigen das Anziehende entgegenstellt habe, wie es besonders der noch in hohem Alter in Berlin lebende D. N. Chodowiecki gethan. Darauf gründet er den Vorschlag, in dem neuen Damenkalender möge nicht der Zeichner, sondern der Schriftsteller den Zerrbildern erfreuliche Bilder entgegenstellen, und er kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß gerade Eulalie sich dieser Aufgabe unterziehe, sie mit dem Zauber ihrer Feder diese Kupfer nicht erkläre, sondern durch reizende Darstellungen guter Frauen vernichte. Sinklair findet dies so zweckmäßig, daß er sich dem Wunsche Armidoros aus voller Seele anschließt und die Freun-

*) Aufgelegt ist Druckfehler statt des im ersten Drucke stehenden auferlegt.

**) „Ein Dutzend und mehr häßliche, hassenswerthe Weiber!“ Auf einzelnen dieser Kupfer waren mehrere Personen, auch, wie wir schon sahen, männliche, abgebildet.

din dringend bittet, ihnen ja diesen Gefallen zu erzeigen. Doch Eulalie entschuldigt sich nicht allein damit, daß sie augenblicklich anderweitig zu sehr in Anspruch genommen sei *), sondern sie spricht auch die Ueberzeugung aus, solche Bilder guter Frauen müßten nicht von einer Frau, sondern von einem feurigen Liebhaber geliefert werden. Armidoro meint dagegen, nur mit Einsicht und Gerechtigkeit brauchten die guten Eigenschaften der Frauen ins Licht gesetzt werden, und vor allem müsse eine zarte Hand die Darstellung leiten. Als aber Sinklair bemerkt, das gestern von Eulalien vorgelesene entzückende Märchen errege den Wunsch, sie auch über gute Frauen zu hören, da überrascht sie die Gesellschaft durch die merkwürdige Mittheilung, daß dieses Märchen nicht von ihr, sondern von einer Freundin stamme, die in einem Zustande krankhafter Aufregung, um sich von den traurigen Gedanken **), die ihre ängstliche Lage in ihr erregten, zu befreien, das Märchen mit leidenschaftlicher Hast niedergeschrieben habe, wobei Amalie, welcher eine solche Erscheinung seltsam und widerwärtig ist, nicht unterlassen kann, sie durch eine launige Erinnerung an das unverständliche Kupfer der leidenschaftlichen Schreiberin zu unterbrechen.

Die laute Bezeigung der Verwunderung über eine so unglaubliche Entstehung des entzückend reizenden Märchens treibt den neugierigen Seyton, der erfahren möchte, wovon die Rede sei, vom Lombretische. Dieses wunderlich phantastische Tagebuch eines kränkelnden Gemüthes bringt ihn auf die früher so sehr in

*) In den Worten, womit Eulalie ihre Ablehnung beginnt: „Schriftsteller versprechen nur gar zu leicht", fehlte „nur" seit 1817.

**) „Von den kummervollen Gedanken". Der Druckfehler „dem" hatte sich seit 1817 fortgepflanzt. Im Folgenden war in „daß mir wirklich manchmal" das Wort „wirklich" des ersten Druckes ausgefallen.

der Mode gewesenen Tagebücher, und so kann er nicht unterlassen, eine Geschichte zu erzählen, wie ein solches nicht geheim gehaltenes Tagebuch einem Gatten die immer leidenschaftlicher sich entwickelnde Neigung seiner Frau zu einem Hausfreunde verrathen und ihn veranlaßt habe, der Sache noch zur rechten Zeit auf geschickte Weise ein Ende zu machen. Henriette, die sich ihrer reinen, unschuldigen Neigung bewußt und von der Treue eines wahrhaft liebenden Herzens durchdrungen ist, fühlt sich durch beide Geschichten, besonders durch die letztere, unangenehm berührt, da sie von der großen Schwäche der Frauen zeugen, und sie möchte, daß man, statt von solchen Frauen, die gerade nicht die besten seien, von guten spreche, wie ihr mit zarter Neigung geliebter Armidoro eben gewünscht hatte, als er Eulalien bat, eine Schilderung guter Frauen den bösen des Künstlers entgegenzustellen. Aber Seyton nimmt sich auch dieser Geschichten an; warum solle man immer nur von gut und böse sprechen, von denen nichts hören wollen, die in ihrer Art ganz wacker und tüchtig, aber doch von gewissen natürlichen Schwächen nicht frei seien? Müsse ja doch jeder mit sich selbst vorlieb nehmen, wie ihn die Natur geschaffen habe, nur darauf bedacht sein, sich selbst möglichst durch eigene Bildung zu bessern. Auch Henriettens Freund Armidoro nimmt sich solcher Geschichten, wie die zuletzt erzählte,*) an, und wünschte sehr, auch eine Sammlung solcher „leisen Züge, die den Menschen bezeichnen, ohne daß gerade merkwürdige Begebenheiten daraus ent-

*) Goethe sagt „wie sie bisher erzählt worden"; aber die Hundegeschichten, welche, wie er früher bemerkte, den Einfluß darstellen, den die geselligen Thiere auf den Menschen ausüben, kann er nicht darunter zählen. Wie er dort eine Sammlung solcher Geschichten wünscht, so hier eine von solchen menschlich bedeutenden, für den Kenner und theilnehmenden Freund des Menschenherzens merkwürdigen Fällen.

stehen", die weder der nur auf Bedeutsames ausgehende Roman noch der Witziges und Sonderbares verlangende Anekdotensammler brauchen könne, dagegen dem an der Bildung und Entwicklung der Seele ernsten Antheil nehmenden Beobachter willkommen*) seien. Sinklair bedauert jetzt, daß sie nicht früher daran gedacht hätten, solche Geschichten von Frauen zu erzählen, aus denen sie ein Dutzend von guten, wenn auch nicht ganz ausgezeichneten Frauen als Gegenbilder für das Taschenbuch hätten auswählen können. Amalie, die noch immer dem Zeichner der Karikaturen grollt, wünscht vor allem, daß man solche Fälle aufzeichne, in welchen der hohe Werth der Häuslichkeit der Frauen sich darstelle,**) als Gegenbilder zu dem Bildchen, auf welchem zum Nachtheil ihres Geschlechts eine theure d. h. kostspielige Frau bespottet werde. Es ist das letzte der Reihe, auf welchem ein Jude dem mit dieser spazierenden Gatten eine Rechnung, natürlich für ihren Putz, übergibt, ohne daß diese sich umwendet. Dem Wunsche Amaliens kann Seyton sogleich entsprechen, und so erzählt er seine Geschichte, nachdem er die Befürchtung dieser „schönen" Freundin, er werde nach der Unart der Männer doch am Ende mit einem Tadel der Frauen enden, als diesmal unbegründet bezeichnet hat. Die Geschichte von Margaretha, welche durch ihre Sorge für den Hausstand ihren in der Einnahme und Ausgabe etwas nachlässigen Mann von dem Nachtheile dieses Verhaltens überzeugt und ihn veranlaßt, in Zukunft die Kassengeschäfte ihr

---

*) In der zweiten Ausgabe und der letzter Hand steht der Druckfehler „vollkommen" statt „willkommen".

**) „Da eine Frau das Haus innen erhält." Seit 1817 stand durch einen leicht erklärlichen Irrthum „da wo".

anzuvertrauen, ist die ausgeführteste der ganzen Erzählung.*) Bemerkenswerth erscheint hier der Satz, daß ein wenig Geiz dem Weibe nichts schade, die Verschwendung ihm übel kleide; Festhalten sei die Tugend eines Weibes, wogegen dem Manne Freigebigkeit zieme. Man erinnert sich dabei der Aeußerung des Mephistopheles im Mummenschanz des Faust, wo er als Geiz erscheint: in der Zeit, wo die Frau noch den Herd versehen, habe es gut um das Haus gestanden („Nur viel herein, und nichts hinaus!"); damals habe er Avaritia geheißen, die man gar für ein Laster ausgeben wolle, jetzt aber, wo der Mann unter den Schulden seiner Frau zu leiden habe, sei er männlich geworden, der Geiz.

Wenn Seyton seinem Versprechen getreu bleibt, sich von jedem Vorwurf der Frauen frei zu halten, so läßt der Dichter dagegen, um einen leichten Uebergang zu gewinnen, Sinklair nach der Erzählung der Geschichte die Bemerkung machen, auch diese Geschichte spreche wieder für den Vorwurf, daß die Frauen herrschsüchtig seien, worin denn Amalie die Bestätigung ihrer Behauptung sieht, Männer müßten immer, wenn sie mit dem Lobe der Frauen begännen, mit einem Tadel enden. Armidoro aber ruft Eulalien auf, ihnen ihre Gedanken über die Herrschsucht der Frauen zu sagen, da sie in ihren Schriften eben nicht bemüht sei, diesen Vorwurf von ihrem Geschlecht abzulehnen, sondern eine gewisse Herrschaft der Frauen als berechtigt zu betrachten scheine. Diese erklärt, daß sie die Herrschsucht, insofern sie ein Fehler sei, an ihrem Geschlechte nicht billigen könne, wogegen die Frauen berechtigt seien,

*) Die Lesarten des Taschenbuchs nichts (statt nicht) verschwendete, endlich auf einmal (statt endlich einmal), nach Verlauf (statt nach dem Verlauf) sind erst neuerdings mit Recht hergestellt worden. Uebrigens hat Goethe im Jahre 1817 hier ein paar glückliche Aenderungen des Ausdrucks eintreten lassen.

eine Art Herrschaft zu üben, ohne welche ihnen jeder Genuß ihres Daseins verkümmert werde, und es sei ganz natürlich, daß das Streben nach einer gewissen Freiheit bei den Frauen lebhafter sei, da Herkommen und Gesetze ihnen diese verkümmerten.*) Aber Seyton bemerkt mit Recht dagegen, die Zeiten, wo die Frauen sich der Herrschaft des Mannes fügen mußten, seien längst vorüber,**) wobei er auf die schon oben erwähnte Unterschrift des fünften Kupfers: „Und er soll dein Herr sein" hindeutet; die Männer hätten, um sich selbst völlig auszubilden, ihnen gleiche Rechte mit ihnen selbst geben müssen, und da die Frauen bildungsfähiger seien als die Männer, hätten sie jetzt gerade das Uebergewicht über diese. Armidoro bestätigt diese Erfahrung vollkommen, und er sucht sie auf andere Weise als Seyton aus der Natur der Sache zu begründen; der Mann verliere nämlich dadurch,***) daß seine Kraft gemäßigt, er weiblicher werde,†) die Frau dagegen gewinne, wenn sie zu ihren übrigen natürlichen Vorzügen auch noch die Energie des Mannes erhalte. Wie anders lautet der Ausspruch der Prinzessin in Tasso, dieser reinen idealen Natur, der Mann strebe nach Freiheit, das Weib nach Sitte. Nach Schiller herrscht das Weib durch seine stille Weiblichkeit.

---

*) In den Worten „ebenso gut zu verkürzen" ist gut ein irriger Zusatz, der sich seit 1817 erhalten hat.

**) Launig hält sich Seyton hier an den Ausdruck Eulaliens: „Was man erringt, behauptet man hartnäckiger als das, was man ererbt hat", indem er ererbt haben im Sinne von besitzen braucht.

***) Vor den Worten „bei einem wechselseitigen Einfluß" hat sich 1817 ein „denn" eingeschlichen, das man erst ganz neuerdings getilgt hat.

†) Wenn er sagt, des Mannes Vorzug bestehe nicht in gemäßigter, sondern in gebändigter Kraft, so versteht er unter der letzteren die Selbstbezähmung der Leidenschaft, unter der andern die Verminderung der Thatkraft, die ihn seiner natürlichen Thatkraft beraube. Vgl. Schillers Würde der Frauen.

Vgl. Heft XV, 102. Dieser Armidoro darf nicht für den Vertreter der Meinung des Dichters gelten, es ist eben nur die Ansicht dieser besondern Persönlichkeit, die sich selbst durch ihre Neigung zu der anwesenden Henriette nicht abhalten läßt, sie zu äußern. Seyton will sich hierauf nicht weiter einlassen, ihm steht es fest, daß die Frau auf irgend eine Weise herrschen müsse, weshalb er denn bei jeder hier suche, worin sie herrsche. Amalie aber meint in ihrer scharfen Weise, weil er dies eben voraussetze, werde er es auch ohne Zweifel überall finden. Armidoro wird sich, eben als Amalie mit Seyton anbindet, ins Kabinet begeben Der gutmüthige Seyton läßt sich den Spott gefallen, ja er meint, es gehe ihm dann gerade nicht anders wie allen, die sich mit Erfahrungswissenschaften beschäftigen. Als er dann drei Klassen von Frauen, die thätige, die schöne, leicht und oberflächlich gebildete und die tiefer gebildete unterschieden, und den Kreis, in welchem jede derselben herrsche, bezeichnet hat, spottet Amalie, welche absichtlich Seyton den Gedanken unterschiebt, daß er alle Frauen habe klassifiziren wollen, somit seien sie denn alle glücklich in drei Klassen untergebracht. Sinklair aber nimmt sich Seytons an, indem er bemerkt, diese drei Klassen seien doch ehrenvoll genug; freilich gebe es daneben noch andere, fügt er nicht ohne eine schalkhafte Wendung gegen Amalien hinzu; so z. B. eine vierte, von welcher er aber jetzt nicht reden wolle, um nicht wieder Amaliens Vorwurf sich zuzuziehen. Doch die gern ausfragende Henriette läßt ihm keine Ruhe, und so bringt sie von ihm heraus, daß die Klasse, welche er im Sinne hat, durch Unthätigkeit herrsche, und da sie nicht begreifen will, wie man durch Unthätigkeit Herrschaft üben könne, erklärt er, daß er unter der Unthätigkeit ein beharrliches Verneinen, sei es aus Charakter, sei es aus Maxime, verstehe. Amalie aber spottet, sie würden nun bald in den ge-

wöhnlichen Ton der Männer fallen, den sie besonders anstimmten, wenn sie sich ganz gehn ließen.*) Wir sagt sie, indem sie sich als beim Gespräch betheiligt, einschließt; denn in den Ton fällt eigentlich nur der Redende selbst, und an Einstimmen in den Ton der Männer, die über die Frauen schonungslos herfallen, ist von Seiten der Frauen gar nicht zu denken. Aber die gutmüthige Henriette hält solche Meinungen, wie sie Sinklair geäußert, für ganz unschädlich, und will nur weitere Auskunft, was er mit seinen verneinenden Frauen eigentlich meine. Dieser glaubt nun nicht weiter zurückhalten zu dürfen, wenn er auch nur auf einem Umwege zur Sache kommt. Er spreche, bemerkt er, von den Charakteren, die in Deutschland selten, in Frankreich gar nicht sich finden sollen, weil man dort die Frauen nicht ängstlich auf das Haus beschränke, häufig dagegen seien sie da, wo sie unter dem Joche eines strengen äußerlichen Anstandes sich befänden und öffentliche Vergnügen selten**) stattfänden; in einem benachbarten Volke führten sie sogar einen bestimmten Namen nicht allein beim Volke, sondern auch bei den Menschenkennern und Aerzten. Endlich rückt er mit dem Namen Schalk heraus, und da sie sich darüber verwundert zeigt, weist er darauf hin, daß dieser Ausdruck in Lavaters physiognomischen Fragmenten, die sie auch einmal mit großem Antheil gelesen habe,***) von

---

*) „Wenn sie die Pfeife im Munde haben". So steht richtig im ersten Drucke, nicht Pfeifen.

**) Selten hat richtig der erste Druck, nicht das durch das folgende häufiger veranlaßte seltener.

***) Es ist hier offenbar nicht von der Zeit des Erscheinens dieses Buches (1775—1778) die Rede, von dem ein Auszug 1783—1787 herauskam (denn so alt können wir Henriette nicht denken), sondern wir dürfen höchstens einige Jahre vor unserm Gespräche annehmen, wo Mitglieder des Klubbs eifrig die Fragmente lasen. Lavater starb nach langem Leiden erst im folgenden Jahre.

Frauen häufig vorkomme. Doch sie erinnert sich dessen nicht; sie müsse, meint sie, den Ausdruck damals im gewöhnlichen Sinne genommen haben. Sinklair gibt ihr die eigenthümliche Bedeutung an, welche das Wort in der Schweiz habe, wonach man damit ein Frauenzimmer bezeichne, das durch Gleichgültigkeit, Kälte und Zurückhaltung einem das Leben sauer mache, was oft eine Art Krankheit sei.*) Geßner bemerkt in Lavaters Leben II, 308, in der Schweiz bezeichne Schalkheit „boshafte, mit kalter Freude am Wehethum verbundene Laune". Der auf ihrem Willen bestehenden Amalie wird das Gespräch nun langweilig, da sie zu ihrem Zwecke, die Beseitigung der Kupfer zu erwirken, nicht gelangen kann, und so entfernt sie sich, um sich an den Lesetisch zu begeben, dem sie sich schon zu lange entzogen zu haben glaubt. Daß die Gesellschaft am Tische, auf dem die Kupfer liegen, Platz genommen, wenigstens die drei so lange sich unterredenden Personen, erfahren wir hier zuerst durch die Bemerkung, Amalie sei aufgestanden. Henriette, die Amaliens Entfernung im Eifer des Gesprächs nicht beachtet, findet es freilich etwas sonderbar, daß es solche Charaktere geben könne. Sinklair aber hat, wie er sagt, sich viel mit dieser theils geistigen theils rein körperlichen**) Krankheit abgegeben und manches über deren Erscheinungsarten zusammengestellt, in der Absicht, es einmal mit andern Bemerkungen über Seelenzustände ähnlicher Art mitzutheilen, bisher aber hat er nicht gewagt, damit hervorzutreten. Henriette fordert ihn auf, sie ihnen vorzutragen, besonders wenn er einige hübsche Geschichten über solche Schälke geben könne, die sie künftig einmal

*) So muß „halb moralisch, halb physisch" wohl verstanden werden. Die Anlage dazu ist oft physisch.

**) In den Worten „gegen den ich diese und jene Frau als schön pries" ward „als" seit 1817 durch Versehen ausgelassen.

in die Sammlung ihrer neuesten Novellen aufnehmen wollen Eine solche Sammlung scheint die heiter lebhafte Henriette in Aussicht genommen zu haben, wonach sie, wie ihr Armidoro, eine Freude an Sammlungen hat; oder sollte auch diese Sammlung ein Gedanke ihres Armidoro sein?

Aber Sinklair kann nicht umhin, vor den beiden Damen (denn außer Henrietten ist nur noch Eulalie am Tische geblieben) sein Bedauern auszusprechen, daß seine Absicht, jemand in diesem Kreise zu einer Erklärung der Kupfer zu bestimmen oder wenigstens jemand sich dazu empfohlen zu sehn, vereitelt sei; habe man ihm ja statt dessen seine Kupfer fast ganz vernichtet. Eine Art Ersatz dafür würde es schon sein, meint er, wenn er ihr darüber gehaltenes Gespräch aufgeschrieben besäße. Bei diesen Worten tritt Armidoro wieder aus dem Kabinet*) und überrascht den Freund mit der Erklärung, daß er, da er selbst auch lebhaft gewünscht, dem Herausgeber einen Text zu den Kupfern zu verschaffen, das Gespräch durch Anwendung der Schnellschreibekunst in den Hauptzügen aufgezeichnet habe, so daß er es nur noch ins Reine zu bringen habe. Dabei kann er aber doch den Wunsch nicht unterdrücken, dasselbe von Eulalien, die es abgelehnt hatte, den Kupfern die Schilderungen guter Frauen entgegenzustellen, bearbeitet zu sehn, damit der anmuthige Geist, welchen sie über das Ganze gießen werde, die Frauen mit den schroffen Zügen des Künstlers aussöhne. Daß die in dem Gespräche auftretenden Frauen als gute natürliche Frauen und somit als Gegenbilder

*) Die Bemerkung „wohin er manchmal gegangen war" kann nicht bezeichnen sollen, daß er nach seiner letzten Betheiligung am Gespräch ein paarmal wieder gekommen und dahin zurückgegangen sei, sondern es faßt das frühere Hin- und Hergehen zusammen, was freilich hier nicht bloß überflüssig, sondern störend ist, weshalb man diese Worte getilgt wünschte.

der Zerrbilder des Künstlers erscheinen, wagt er nicht bestimmt hervorzuheben, ja er macht, um Eulalien zur Bearbeitung zu veranlassen, eine leise Andeutung, daß der Inhalt allein nicht hinreichen würde, wobei er freilich daran denken kann, daß nicht bloß Frauen, sondern auch Männer am Gespräch sich betheiligt haben. Aber noch ehe Eulalie sich zu äußern vermag, muß die lebhafte Henriette, die am wenigsten sich zu scheuen braucht, ihre Betheiligung am Gespräche veröffentlicht zu sehn, ihre Mißbilligung gegen den geliebten Freund äußern, daß er aus Eifer, dem ihm befreundeten Herausgeber zu dienen, sich habe hinreißen lassen, das, was sie in freiem Gespräche geäußert, niederzuschreiben, was leicht ein böses Beispiel geben und ihre zutrauliche Unterhaltung stören könnte, da ja nichts hemmender wirke, als wenn man immer fürchten müsse, das, was man in vertraulichem Gespräch geäußert, gleich niedergeschrieben und veröffentlicht zu sehn, wobei man noch zu fürchten habe, daß die Unterhaltung nicht im vollen Flusse, sondern zerstückelt und verzerrt gegeben werde. Mit den Worten „wie jetzt gleich alles gedruckt wird“, deutet sie wohl besonders auf die Unsitte hin, Unterredungen mit namhaften Personen zu veröffentlichen, wie es in Reisebeschreibungen und sonst geschah. Die Art, wie man Henrietten zu beruhigen sucht, sollte nicht so kurz abgethan sein; gern hätte man hier Sinklair für Armidoro eintreten und diesen selbst sich vertheidigen sehn. Etwas auffällig dürfte es auch sein, daß man sich vorbehält, „allenfalls über kleine Geschichten, die vorkommen (in der Unterhaltung erzählt werden) sollten, ein öffentliches Buch zu führen“, da doch die heutige geheime Aufzeichnung durch ganz besondere Verhältnisse begründet ist und eine solche öffentliche Aufzeichnung, die von anderer Art ist, wohl einer vorausgehenden Genehmigung bedürfte. Auch Eulaliens Ablehnung, das Märchen zu bearbeiten, wird nur

kurz berichtet, und dann mit der Bemerkung geschlossen, daß keine weibliche Hand über das Protokoll gekommen, das nur von Männern, natürlich von den Theilnehmern am Gespräche, durchgesehen und ergänzt worden sei, und von ihnen nun den guten Frauen „zu weiterer Beherzigung" vorgelegt werde. Auffallend bleibt es, wie hier unbemerkt gelassen wird, daß dieses Gespräch gerade einen Gegensatz zu den bösen Weibern des Künstlers bilden soll, was aber entschieden schon durch die Ueberschrift, besonders durch die im Taschenbuch gegebene, angedeutet wird. Auch an dem Ausdrucke „zu weiterer Beherzigung" könnte man Anstoß nehmen, da Beherzigung auf ernstliche Erwägung deutet, hier doch nur das vorschweben kann, was in Bezug auf die Bestimmung der Kupfer gesagt ist, wobei freilich Amalie von ihrem strengen Standpunkte aus entschieden dagegen Partei nimmt, während sie der heitern Henriette Spaß machen, da sie weiß, wie wenig sie dadurch getroffen wird, und der Meinung ist, man müsse Spaß verstehn, und ein Gegengewicht darin findet, daß die Freunde des Herausgebers durch ein Gegenbild in der Darstellung guter Frauen den Damen die etwa gewünschte Genugthuung verschaffen. Sinklair, der mit der Absicht gekommen war, eine Erklärung der Karikaturen im gewöhnlichen Sinne zu erhalten, ist am Ende damit einverstanden, daß man, statt die Kupfer zu erklären, die Damen mit den schroffen Zügen auszusöhnen suche, mit denen der Zeichner sie etwa beleidigt haben könnte.

Die Erzählung stellt in einfach klarem Flusse die Unterhaltung über die Kupfer dar, wobei der Dichter sich nur erlaubt hat, das Auf- und Abtreten der einzelnen Personen nicht immer gleich zu erwähnen, sondern dasselbe erst später, wo es nöthig ist, als zwischenzeitlich erfolgt, zu bezeichnen. Der Hauptzweck, die Mittheilung des zweckmäßig eingeführten Gespräches, wird dadurch nicht

gestört, ja man kann sagen, das von den Redenden unbeachtet gebliebene Kommen und Gehen werde dadurch als wirklich unbeachtet geblieben bezeichnet, und fast könnte man meinen, auch das Entfernen Amaliens wäre besser unerwähnt geblieben, oder es hätte, wenn es als charakteristisch hätte bezeichnet werden sollen, nicht so ganz kurz abgethan werden, wenigstens hervorgehoben werden sollen, daß das Gespräch sie langweile und es sie schon lange zum Lesetische gezogen habe. Auch ein paar andere bloß angedeutete Züge der Unterhaltung hätte man, wie wir gelegentlich bemerkt haben, ausgeführt gewünscht. Sonst ist die Darstellung musterhaft und das kleine Gespräch dürfte als eine hübsche Kunstnovelle gelten dürfen, welche nicht allein die Stelle der Erklärung der Frauenzerrbilder des Taschenbuchs für Damen heiter ausfüllte, sondern auch durch Erfindung, Ausführung und Gehalt noch heute mehr Anspruch auf Beachtung macht, als ihm bisher zu Theil geworden; ist es ja die anspruchslose und daher um so gefälligere Vorläuferin aller spätern Kunstnovellen.

Druck von G. Reusche in Leipzig.

Moslichaddin Sadi's Lustgarten.

(Bostan.) Aus dem Persischen übersetzt
von
Dr. Karl Heinrich Graf.
2 Bändchen. Preis eines Bändchens 10 Gr.

Das Gedicht vom Cid.

In der Versweise des altspanischen Originals zum ersten Mal in das Deutsche übertragen und mit erklärenden Anmerkungen begleitet von
L. B. Wolff.
Preis 10 Gr.

Einleitung in die Aesthetik

von
Theodor Seemann.
Preis 10 Gr.

Die theistische Begründung der Aesthetik

im Gegensatze zu der pantheistischen.
Eine Studie von
Dr. Ludwig Eckardt.
Preis 12 Gr.

Gottfried Hermann's pädagogischer Einfluß.

Ein Beitrag zur Charakteristik des altclassischen Humanisten
von
Dr. K. F. Ameis.
Preis 10 Gr.

Inhaltsverzeichniß

der bis jetzt erschienenen Bändchen der „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern“.

Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

60. Bändchen.

Goethe's Prometheus u. Pandora.

Leipzig.

Verlag von Ed. Wartig.

1874.